

# VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 6.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 2. Februar 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.  
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W. exkl. Stempel.

37. Jahrg.

## „Snob“.

Erzählung von Otto Brandes.

Nachdruck verboten.

In einem Pariser „Salon“, Mitte der siebziger Jahre, befand sich ein kleines Bild von Garnier, an welchem ich nicht vorübergehen konnte, ohne wenigstens einen Blick darauf zu werfen. Es war eine liebenswürdige, schelmische und dabei fein beobachtete Arbeit. Der Katalog nannte das Bild „Charivari“ und setzte dazu: „Promenade du mari battu“. Es scheint, daß, wenn in alten Zeiten eine Frau ihren Mann schlug und dies rühbar wurde, die Uebermütige rückwärts auf einem Esel reiten mußte, den der gemißhandelte Gatte am Seile zu führen hatte.

Auf dem reizvollen Bilde sah man eine kleine, charmante junge Brünnette in der bauerlichen Tracht der Normandie, rittlings auf Meister Langohr, den der fast grauköpfige Ehemann der schlagfertigen Frau hinter sich herzog. Der verdrießlich dreinschauende Gatte, das beschämt gesenkte Köpfchen der kleinen Hausfrau, aus welchem doch wieder zwei dunkle Augen so schelmisch blickten, die maßlose Heiterkeit der Schwagerttern und Wasen des Ortes, zu welchen sich zwei vergnügt lachende feiste Mädchen gesellt hatten, das alles war mit köstlichem Humor von dem Künstler vorgetragen und übte eine außerordentlich komische Wirkung aus.

Wiederum war ich eines Tages, es war um die Mittagszeit, in den Anblick des Bildchens versunken, als ich hinter mir plötzlich ein kurzes, schnell unterdrücktes Lachen, wie das wiederholte Anschlagen an eine Silberglocke hörte, der man die Hand auflegt, damit sie nicht weiter klinge.

Im ersten Augenblicke wagte ich mich nicht umzudrehen. Nur einmal hatte ich in meinem Leben so lachen hören. Doch nein — die Geister lachen nicht, sie konnte es nicht sein! Sagen doch schon eine Reihe von Lenzen die Nachtigallen in Meran in dem Rosenhag auf dem Grabe „Stamettas“.

Halb ärgerlich über meine allzurege Phantasie, wandte ich mich nun schnell um, sah aber nur noch einen Herrn und eine Dame im Nebensaale verschwinden. Ich konnte gerade noch feststellen, daß die kleine Lacherin eine graziose Brünnette, schmiegsam und schlank wie eine Weide, während der Herr, an dessen Arm sie mehr hing, als daß jener sie führte, ein Hüne von Gestalt war, welcher sich vergeblich bemühte, sich kleiner zu machen, um

nicht allzu reckenhaft neben seiner Dame zu erscheinen. Dabei beugte er den mit einem langen blonden Vollbart gezierten Kopf herab, um keines der Worte zu verlieren, die ihm halblaut zugeflüstert wurden. Ich sah dem ungleichen Paare, solange mein Blick dasselbe erreichte, nach. In dem Gange des Mannes kam mir etwas bekannt vor. Ich mußte ihm schon einmal im Leben begegnet sein. Meine Neugierde erwachte. Ich eilte den beiden nach. Sie waren verschwunden. Ärgerlich, daß ich meine Kunststudien durch einen thörichten Einfall unterbrochen, durch das Grübeln nach der Persönlichkeit des mir bekannt erschienenen Unbekannten zerstreut, entschloß ich mich für heute, meine Arbeit aufzugeben, durchschritt

die lange, mit Nasenanlagen, Bosketten und Blattgewächsen geschnüchte mächtige Halle zu ebener Erde, in welcher die Skulpturwerke aufgestellt sind, und wollte mich bei Ledoyen, dem berühmten Garten-Restaurant der Champs Elysées, wieder aufrichten, als ich mein Paar in ein Coupé steigen sah.

Kurz entschlossen, schwang ich mich in eine Droschke und rief dem Kutscher zu, dem Wagen zu folgen und ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Das mit einem weißlackierten Cylinder gekrönte Haupt des Fürsten von der Leine nicht ebenso energisch als verständnisinnig, und über das breite Gesicht glitt es verquält wie Mondenschein über einen aufgehenden Napfstuchen. Der Kaffeelenter fühlte das Trinkgeld voraus, welches bei solchen Fahrten bekanntlich immer reichlicher als gewöhnlich ausfällt.

Vor das herrschaftliche Coupé war ein starker Sologänger gespannt und „Cocotte“ — das ist bekanntlich der Schmeichelname aller Pariser Droschkensperde — mußte tüchtig ausgreifen, um nicht allzu sehr zurück zu bleiben. Diese Jagd, die mich zu amüsieren anfing, dauerte schon ziemlich lange, als plötzlich an der Barriere mein Kutscher parierte, um mir die loyale Bemerkung zu machen, daß außerhalb des Thores ein erhöhter Tarif gelte.

„Roulez! Roulez! Vorwärts!“ rief ich, in Todesangst, mein Wildbret aus dem Gesicht zu verlieren. Einige Peitschenhiebe ermutigten „Cocotte“ zu neuen Thaten.

So ging es bis nach Asnières. Ich hatte heute keinen Blick für die Seine, die ich mit dem bunten Leben auf derselben sonst stundenlang beobachten konnte. Der Wagen rasselte über die Brücke, dann bog er rechts nach dem Markt ab, dann wieder links in die Rue de la Concorde, die einsamste Straße von Asnières, ein. Plötzlich hielt er vor einem reizenden Landhause. Noch ehe die Insassen Zeit zum Klingeln hatten, wurde geöffnet. Die kleine Frau verschwand zuerst in der Thür, und der Herr, der mir, nachdem auch ich ausgestiegen, einen flüchtigen, halbverwunderten Blick zuwarf, eilte seiner Begleiterin nach und warf die Thüre klirrend ins Schloß.

Da stand ich nun mit fast eingerannter Nase vor dem Hause, über dessen hohe Mauer Kletterrosen mich zu grüßen schienen, und blühendes Geißblatt, gastlich einladend, mir seine Ranken entgegenstreckte.

Inzwischen hatte der Führer des Coupés, der mich mit Erstaunen betrachtete, langsam sein Pferd gewandt und war im Begriffe, achselzuckend im Schritt fortzufahren. Drinnen im Hause ließ sich



Die Kunstenthusiasten. Gemälde von Karl Spielter.

Photogr.-Verlag von J. Löwy, f. u. l. Hofphotographen, Wien.



das jubelnde Empfangsgebell eines Hundes vernehmen, auf welches die Schmeichelworte der zurückgekehrten Herrin antworteten. Mein eigener Kutscher murmelte so etwas wie „En voilà un lapin!“ was man nur annähernd auf deutsch mit „Reinsfall“ übersetzen kann.

„He! guter Freund,“ rief ich dem Lenker des herrschaftlichen Gefährts zu, „können Sie mir vielleicht sagen, wer hier wohnt?“

„Ist der Herr vielleicht von der Polizei?“ war die höhnische Antwort.

„Nein, das nicht. Ich glaube aber Ihren Herrn zu kennen und möchte mich nur vergewissern.“

„Dann thun Sie am besten, Sie fragen ihn selber.“

So, sah ich ein, kam ich nicht weiter. Mein Kutscher mischte sich halb ärgerlich in das Gespräch; er rief seinem Kollegen laut zu: „Stell dich nicht so dumm!“ Seine flüsternde er mir aber zu: „Faut lui graisser la patte.“ (Schmierer Sie ihn!)

Ich folgte diesem sehr vernünftigen Rate — in Frankreich geht eben nichts ohne Trinkgeld — nahm ein 100 Sousstück heraus und erhielt dagegen prompt die Antwort: „Comte de la Fleche.“ Ich sann einen Augenblick nach. Der Name war mir selbst bei meinem häufigen Aufenthalt in Frankreich nicht vorgekommen. Keinesfalls war es also Birkenfeld, wie ich einen Augenblick geglaubt hatte. Und doch — Donner und Doria! die Ähnlichkeit war frappant — ich sann und sann.

Was war wohl aus dem tollen Grafen, mit dem ich zusammen auf der Forstakademie studiert und manche lustige Fahrt gemacht hatte, geworden? Er hatte als Zweitgeborener seiner hochangesehenen Familie einst seines Landes oberster Forstbeamter werden sollen, es dann allzuarg getrieben, sodaß er von seinem Vater nach Amerika geschickt wurde, von wo er erst zum französischen Kriege zurückgekehrt war.

Während desselben hatte ich den „Obotriten“, wie ihn seine Kameraden nannten, einmal in Villersjazel nach einer glänzenden Attacke der Landwehrritter auf französische Infanterie gesehen. Ich war eben fertig geworden mit meinem Zuge, die ersten Häuser des Ortes nach zurückgebliebenen Franzosen abzusuchen, und hielt am Eingang desselben, weiterer Befehle gewärtig, dort, wo hinter dem Schlosse des Herzogs von Grammont der Weg nach dem Plateau führt, auf dem die Artillerie gerade eine sonore Musik aufführte, als die Kavallerie, deren Lanzenfähnen fröhlich im Winde flatterten, diesen Weg herabstiegt. Sie schlossen eine stattliche Anzahl gefangener Franzosen ein. Der Truppe voran schritt Birkenfeld; er war abgestiegen, hatte den Zügel seines Pferdes um seinen linken Arm geschlungen, während er mit dem rechten einen, durch einen Lanzenstich schwer verwundeten blutjungen französischen Offizier unterstützte, dem er von Zeit zu Zeit aus seiner Feldtasche zu trinken gab. Ein Affenpinscher sprang laut bellend an diesem empor, suchte ihm die kraftlos herunterhängende Hand zu lecken, als wollte er ihm damit seine Teilnahme ausdrücken. Ich half damals Birkenfeld, dem seine Pflicht ein Verweilen nicht gestattete, für seinen Schützling ein Unterkommen finden und sorgte noch dafür, daß derselbe von einem unserer eifrigen jungen Assistenzärzte mit dem vielerprechenden Namen Schlächter in Pflege genommen wurde. Auch daß man ihm den Hund ließ, an dem der Verwundete besonders zu hängen schien, ordnete ich noch an.

Dann hörte ich noch, daß Birkenfeld in der schlimmen Nacht von Villersjazel bei einem Refugioszierungsritt schwer verwundet und wegen seiner außerordentlichen Bravour schließlich mit dem eisernen Kreuz 1. Klasse dekoriert worden war. Man hatte mir ferner erzählt, daß er trotz aller Lebenserfahrungen von seiner früheren Wildheit nichts verloren und daß alle Versuche seiner Eltern, ihn durch eine Heirat zu zähmen, an seiner gründlichen Verachtung des weiblichen Geschlechtes gescheitert waren. Und dann? — Und dann hatte ich nichts weiter gehört, als daß er nach dem Tode seines Vaters und Bruders, während ich mich in aller Welt umhertrieb, einige Jahre auf seinen Gütern residiert, dort allerhand verständige Neuerungen eingeführt, aber menschenscheu mit niemandem verkehrt hatte und plötzlich verschwunden war.

Alle diese Erinnerungen schossen mir blitzartig durch den Kopf, nichtsdestoweniger mußte ich wohl ziemlich lange in der einsamen Straße vor dem Hause des Grafen de la Fleche verweilen, denn als ich wieder in meinen Fiaker steigen wollte, sah ich, daß mein Koffeleiter wie „Cocotte“ in den tiefsten Schlummer gesunken waren.

Ich schüttelte über den verdrehten Einfall der ganz unmotivierten Fahrt den Kopf und sagte mir: trotz deiner 35 Jahre bist du doch immer der tolle Student, der würdige Genosse Birkenfelds. Warum war ich eigentlich nach Asnières hinausgefahren. War es die entfernte Ähnlichkeit meines Hünen mit Birkenfeld, war es das gewisse Erinnerungen in mir weckende Silberlachen seiner Gefährtin gewesen, die mich hierher gelockt hatten?

Ich habe eine seltsame Abneigung, jemandem im Schlafe zu stören. Mit dem professionellen Schlafmord, wie ihn die Hotelhausknechte betreiben, hätte ich mich nie ernähren können. Und so zauberte ich noch, meinen Kutscher zur Rückfahrt zu ermuntern, als sich leise die Thür zur Fleche'schen Villa öffnete und ein altersgrauer Pönscher sich aus der Pforte drückte, die nach dem heftigen Zuschlagen des Grafen wieder aus dem Schloß gesprungen war. Ehe der kleine Kerl seine Exkursion fortsetzte, äugte er mich mißtrauisch an, windete dann mit der kleinen frechen schwarzen Nase nach allen Seiten. Er hatte eben zwei Schritte vorwärts gemacht, als plötzlich aus einer gegenüberliegenden, nicht bebauten Straße ein großer Bullenbeißer mit blutunterlaufenen Augen auf den Pönscher in der löblichen Absicht losfuhr, ihm den Garauz zu machen. Schon hatte er das Tierchen im Genick gepackt, schüttelte den jämmerlich Wehklagenden sich um die Ohren, während drinnen im Hause ein markerschütternder Wehruf: „Le chien, mon Dieu, le chien!“ ertönte. Kurz entschlossen, bearbeitete ich die Dogge mit dem schweren Metallknopf meines Stockes derartig, daß sie den Pönscher fahren ließ und nun selbst heulend davonlief. Inzwischen war mein Unbekannter, dessen Gefährtin in der Bildergalerie und hinter ihnen die sämtliche Dienerschaft auf die Straße gestürzt. Madame nahm den noch wehklagenden Hund auf den Arm, küßte und herzte ihn, ohne auch nur im entferntesten von dem Retter desselben Notiz zu nehmen, während der Graf —

Donner und Doria, das war doch Birkenfeld!

Ich hatte das noch nicht ausgedacht, da fühlte ich mich

auch schon von zwei Niesenarmen umschlungen, und „Hohenthal — Mensch, bist du es, ist es denn möglich?“

„Birkenfeld, mein alter Birkenfeld!“ ertönte es in der guten deutschen Mutterprache, die doch allein des Herzens ungebändigt Fühlen wiederzugeben vermag.

Dieser Scene sah die über das Unglück, welches dem Hunde soeben noch gedroht hatte, totenblaß gewordene junge Dame erst mit wachsendem Erstaunen und dann mit unverhohlener Ungeduld nach einer Aufklärung zu.

Endlich ertönte aus ihrem Munde in französischer Sprache ein ganz energisches: „So treten Sie doch wenigstens ein!“ eine Aufforderung, der ich auch sofort gefolgt wäre, wenn nicht mein infolge des Hundeaufbruchs erwachter Kutscher seinen entschiedenen Wunsch, bezahlt zu werden und nach Paris zurückzukehren, durch allerhand nicht mißzuverstehende Zeichen ausgedrückt hätte.

Während ich mich mit demselben auseinandersetzte, konnte Birkenfeld der Dame übrigens die ersten Aufschlüsse über mich geben, so daß ich nicht das beklemmende Gefühl hatte, als Wildfremder in das Haus geschneit zu kommen.

Wie erstaunte ich aber, als die Dame, die mich vorher so kühl, auch nach Anhörung meines Namens, von oben bis unten mit dem Blick gemessen, mir nun, das Auge thränenschwer, beide Hände zum Willkommen mit den Worten entgegenstreckte: „Danke! Danke! Von Herzen Dank für alles, was Sie gethan!“

Diese Rührung über den geretteten Pönscher war mir denn doch ein bißchen reichlich, und ich erwiderte höflich ablehnend: „Ich habe ja nichts weiter gethan, als ihr mit meinem Stocke tüchtig bearbeitet, und da hat er losgelassen.“

Halberschreckt, halb verwundert sah mich die Gräfin Birkenfeld an, denn es war die Gemahlin meines Studiengenossen, die ich vor mir hatte. Dann zuckte ein wehmütiges Lächeln um ihren Mund. Obson ich vermutete, daß es sich um ein Mißverständnis handelte, erwartete ich doch vergebens den Text zu diesem Mienenlied ohne Worte. Der Peinlichkeit des Augenblicks wurde dadurch ein Ziel gesetzt, daß mein Freund mich mit der Aufforderung beim Arm nahm, das unterbrochene Opferfest des Frühstückes vollenden zu helfen. „Dabei erzählst du uns,“ fügte er hinzu, „wie du hierher gekommen, und ich berichte dir nachher beim Kaffee und einer Cigarre dort in jener gemütlichen Weinlaube getreulich, wie es mir ergangen. Nur eins will ich dir gleich sagen: seit drei Jahren bist du der erste aus unserem alten Kreise, der hier in mein Heim gedrungen ist. Die meisten unserer gemeinsamen Freunde glauben, ich sei auf Reisen. Ich habe hier niemanden seit meiner Verheiratung empfangen, als meine Schwiegermutter und meine Schwägerin. Ich lebe in Frankreich unter fremdem Namen und bitte dich auch dringend, vorläufig niemandem meinen Aufenthalt zu verraten, den außer dir in der Heimat nur noch mein worttarger Verwalter und der durch seine Amtspflicht an das Schweizer gebundene Anwalt der Familie kennen.“ Das klang ganz außerordentlich geheimnisvoll.

Ich reichte der Gräfin den Arm. Wir durchschritten den Salon, vor dem sich eine mit mächtigen Blattpflanzen des Südens geschmückte Terrasse hingog. Dann ging es durch ein Boudoir, auf dessen Damenschreibtisch allerhand Briefschaften wir durcheinander lagen, als ob jemand ungebüdig etwas gesucht hatte. Ueber dem Davenport hing die florunrahmte Photographie eines hübschen jungen Mannes. Wir traten schließlich in den mit allerhand Jagdtrophäen geschmückten Speiseaal, in welchen uns Snob, der gerettete, etwas greisenhafte Pönscher, infolge des eben bestandenen Abenteuer noch etwas bekümmert, entgegenkam. Das, wie mir die Gräfin sagte, sonst mürrische und bissige Tier sprang an mir herauf, schmiegte sich an mich an, legte mir die Hände, wobei der kurze Schwanz stumpf vergnüglich hin- und herpendelte, und zeigte mir in wahrhaft rührender Weise seine Dankbarkeit. Ich bemerkte bald, daß die Zutraulichkeit des Hundes mich in der Meinung der Gräfin hob. Ueberhaupt fühlte ich heraus, daß Snob eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde und daß Birkenfeld, der sonst gar nicht sentimental war, dem Tiere eine Zärtlichkeit widmete, die ich mir allenfalls bei einer alten Jungfer, aber nicht bei meinem Freunde erklären konnte.

Während des Essens berichtete ich dann, wie ich nach Asnières und vor ihr Haus gekommen war, daß ich sie beide im Salon bemerkt hatte, wo sie mir zuerst vor dem Garnierschen Bilde aufgefallen seien. Bei der Erwähnung des Bildes warfen sich Birkenfeld und seine Gemahlin einen verständnisvollen, fröhlichen Blick zu, den ich nicht allein auf das komische Sujet des Bildes beziehen konnte.

„Was würden Sie thun, wenn Sie Ihre Frau, von Ihnen gereizt, einmal schlägt?“ pläzte plötzlich die kleine Gräfin heraus.

„Mein Gott, Komtesse, die Frage trifft mich ziemlich unvorbereitet. Offen gestanden: das weiß ich nicht. Ich werde auch nie in die Lage kommen, ich bin ein viel zu eingesetzter Junggeselle. Ich glaube aber, ich würde die Hand küssen, die mich züchtigt.“

„Wie galant, Baron. Dafür sollen Sie auch die schönsten Erdbeeren haben, die unser Treibhaus zeitig hat.“

„Ich finde,“ fuhr sie fort, indem sie auf die glutrote, mit Champagner genetzte Frucht von dem schneidenden Zucker freute, „man sollte es den Frauen nicht übel nehmen, wenn sie den Männern gegenüber zu diesen schlagenden Argumenten greifen. Sie haben ihre Logik studiert und sind uns in der Dialektik so über, daß wir notwendigerweise bei einem Streite in die allerfürchterlichste Enge getrieben werden, aus welcher uns meist nichts als ein Gewaltstreik retten kann.“

Birkenfeld lächelte vergnügt in sich hinein über diese Verteidigung der Prügelstrafe für Männer.

Ich muß gestehen, ich konnte diese Fröhlichkeit nicht recht begreifen. Sagte ich mir doch unwillkürlich, daß der arme Birkenfeld vermutlich die Anwendung dieser Theorie verschiedentlich an sich erfahren haben mußte. Freilich stark in der Logik war er nie gewesen. Am Ende waren die Waffen, mit denen beide zu kämpfen pflegten, ziemlich gleich und zu solcher ultima ratio seitens der Frau Gräfin nicht oft Gelegenheit.

Laut äußerte ich aber: „Komtesse, vergehen Sie, daß ich Ihnen widerpreche. Gerade dieser Mangel an Logik ist die schlimmste Waffe der Frauen. Sie stehen uns im Wortkampf gegenüber wie ein Fechter, der mit blüthiger Waffe, ohne die Elemente der Fechtkunst zu kennen, um sich schlägt und den geübtesten Gegner außer Fassung bringt, ihn außer Kampf setzt, ehe er noch der Regeln für die Abwehr oder für den Angriff sich recht erinnert hat.“

Die Gräfin schüttelte, wie es schien, nicht sehr überzeugt, den Kopf.

Das Dejeuner war beendet. Wir traten in den Salon. Die Herrin des Hauses zog sich, die Erledigung ihrer Korrespondenz vorschübend, zurück. Ich wollte mich verabschieden. Sie bestand aber darauf, daß ich zum Diner bleibe, um mich mit ihrer Mutter und Schwester bekannt zu machen.

Birkenfeld und ich waren, nachdem uns der Diener den Kaffee serviert hatte, in der bewußten Weinlaube allein. Es war ein behaglicher, wonnevoller Augenblick. Die Bienen summten und taumelten von einem Blütenfeld zu dem andern, als ob sie sich einen Nausch getrunken hätten. Ein gelber Citronenfalter saß auf einer feuerroten Geraniumblüte und klappete mit dem am Rande fein gezähnten Flügeln auf und ab, als wollte er den Takt zu der Melodie der plätschernden Fontäne schlagen. In einer der Laube gegenüber liegenden Voliere gurrte und dienerte ein schneeweißes Turtekäuberchen vor seinem havannafarbenen Weibchen, welches den Kopf in seinen schwarzen Halsstragen zurückgezogen hatte und ziemlich gleichgültig gegen die Komplimente ihres Gebieters blieb. Plötzlich schien aber ein Streit zwischen beiden zu entstehen, der Täuherich erhielt einen heftigen Schnabelbiß und zog sich, in den tiefsten Tönen gurrend und grollend, in eine Ecke seines Käfigs zurück.

Unwillkürlich mußte ich das Gebahren des Taubenpaares mit unserem Tischgespräche in Verbindung bringen. Ich konnte mich nicht enthalten, Birkenfeld, der eben Snob sein Zuckerdeputat gab, zu fragen: „Sage mal, mein alter Knecht, hast du schon einmal von deiner Frau Schläge bekommen?“

Birkenfeld nickte wieder so vergnügt und mir ebenso unbegreiflich wie vorher beim Frühstück und bestätigte nun mündlich und zwar mit dem Ausdruck des Hochgefühles eines unbeschreiblich erhabenen Genusses: „Und das tüchtige, sogar noch ehe wir verheiratet waren.“

Nachdem er sich eine Weile an meinem vermutlich ziemlich verblühten Gesicht geweidet hatte, fuhr er fort: „Wie das gekommen, das gerade will ich dir erzählen. Doch dazu muß ich weiter ausholen, und du mußt dich mit einiger Geduld wappnen. Du hast vielleicht gehört, daß ich nach Villersjazel schwer verwundet worden?“

„Ob ich das gehört habe, und daß du wie ein Löwe da selbst gefochten hast.“

„Lassen wir das. Mit der Tapferkeit ist das eine eigene Sache. Ich hatte damals nichts zu verlieren. Mit meinen Eltern war ich zerfallen. Mit meinem Bruder, dem präsumtiven Majoratsherrn, hatte ich keine weitere Beziehungen, als daß er mir die Uebersendung meines Zuschusses mit großer Regelmäßigkeit vermittelte. Ich suchte eine anständige Abfahrt aus dem Leben, das ich in vollen Zügen genossen hatte. Da ist es leicht, tapfer zu sein. Es kam anders.“

Meine Wunde war schwer genug. Nur in kleinen Etappen konnte ich rückwärts transportiert werden, bis ich schließlich nach dem idyllisch gelegenen Unkel am Rhein kam, wo ich es ausschließlich der unermüdbaren Pflege von Tante Betty verdanke — so nannten wir alle die prächtige Frau, die hier ein Privatlazarett errichtet hatte — daß ich heute noch am Leben bin. Nicht so gut wurde es meinem armen französischen Kameraden, der das Zimmer mit mir teilte und der kein anderer war, als der bei Villersjazel von mir gefangene Offizier, für den du damals so treulich gesorgt hast. Auch seinen Hund fand ich wieder, der hier mit allem einem hervorragenden Kriegsgefangenen gebührenden Respekt behandelt wurde.

Es ist ein eigentümlich Ding um die Kameradschaft der Soldaten. Sie ist vielleicht die liebenswürdigste Internationale. Selbst blutgetränkt, und dann erst recht, schlingt sich ihr Band um die, welche sich eben mit der Waffe gegenüberstanden, wenn der Degen ihrer Hand entsunken ist.

So war es mit uns beiden, die wir hier zum Tode verwundet in Unkel lagen. Mein junger Kamerad war eine vornehme, edle Natur, dabei ein wahres Kinderherz. Mit rührender Liebe sprach er mir in den wenigen Momenten, in denen er fieberfrei war, von seiner Mutter, seinen Schwestern, mit tiefer Wehmuth von dem Unglück seines Vaterlandes.

Wir waren bald, trotz des erheblichen Altersunterschiedes, die besten Freunde geworden; bereit, uns als Feinde wieder gegenüberzustehen, wenn wir mit dem Leben davonkommen sollten und sobald sich eine Gelegenheit hierzu böte. Unser Zeitvertreib war der Hund, welcher zwischen unseren Betten Kurierdienste zu versehen gelernt hatte und bald eine Zeitung, bald eine Blume herüber und hinüber trug.

Eine Zeitlang schien es, als ob Graf Douville als der erste von uns beiden genesen sollte. Die Aerzte hatten die allerbesten Hoffnungen. Da trat plötzlich eine innere Blutung ein, und mit den Worten „Patrie — mère —“ auf den Lippen verschied er schmerzlos.

Ich war trostlos und mochte trotz der Bitten Tante Bettys hier nicht länger bleiben. Obwohl kaum transportfähig, ließ ich nach Hause schreiben, damit man mich heimhole. Wie ich vergebens einen der Meinen an meinem Krankenbette erwartet hatte, so begleitete mich niemand derselben auf meiner Rückkehr unter das väterliche Dach. Sie hatten mir's übel genommen, daß der mißratene Sohn nicht gleich tot geblieben. Man hatte mir unseren alten General-Verwalter geschickt! — Das macht bitter. — Den einzigen, der mir damals einen Funken von Liebe zeigte, den Hund Douvilles, nahm ich natürlich mit.

Meine gesunde Natur und der hereinbrechende Lenz halfen mir meine Verwundung übersehen, und im Juni war ich so weit wieder hergestellt, daß ich nach Warmbrunn zu einer Nachkur aufbrechen konnte. Im Winter ging ich nach Nizza, kam hier wieder in den Kreis alter Kumpane, und bald war ich in demselben wieder einer der tollsten. Die Meinen hatten den Augenblick verpaßt, mich auf den rechten Weg zurückzuführen.“

Birkenfeld hielt einen Augenblick in seiner Erzählung inne. Ein Schatten tiefer Betrübniß flog über sein Gesicht. Seine Brust wogte, er atmete schwer. Nachdem er die Bewegung niedergelämpft, fuhr er fort:

„Da traf mich ein schweres Unglück, das mich mit einemmale aus dem Lebensstaumel, in welchen ich mich in der letzten Zeit gewaltigam versetzt, zur Vernunft aufrüttelte. Mein Vater und mein Bruder starben an einem Tage. Sie kehrten von einer Jagdpartie zurück, die Pferde gingen durch. Mein Vater und Konrad wurden aus dem Wagen geschleudert, und ich sah keinen von ihnen lebend wieder.“

Jahrelang habe ich daheim in stummer Verzweiflung gebrütet, nur meiner armen Mutter, deren Gesundheit durch das namenlose Unglück schwer und auf immer erschüttert war, ge-



lebt. Ich habe niemanden in dieser ganzen Zeit, als die Verwalter meiner Güter gesehen, und selbst mein treuer Hund erfreute sich nur einer geteilten Aufmerksamkeit. Ich hatte viel zu arbeiten und nachzuholen, um der mir plötzlich gewordenen Aufgabe der Bewirtschaftung unseres großen Grundbesitzes gerecht zu werden. Meine einzige Erholung waren nächtliche Spazierritte. In der Stille und Einsamkeit der Nacht beruhigten sich meine Nerven, die noch einmal auf eine harte Probe gestellt wurden, als auch schließlich meine Mutter ihren Leiden erlag. Wenige Minuten vor ihrem Hinscheiden durchdrang ein Lichtstrahl die Finsternis, die in den letzten Jahren ihre Sinne gefangen gehalten hatte. Auf meinen Bergeshängen stehenden, verzweifelungsvollen Blick, der sich in ihr brechendes Auge senkte, zog sie mich jauchend an sich. Sie hatte verziehen.

Mein Nervensystem war auf das tiefste erschüttert. Zuweilen fürchtete ich selbst, wahnsinnig zu werden. Ich hatte aber den Gutseingeweihten gegenüber die Erfüllung schwerer Pflichten übernommen, und so fühlte ich um so lebhafter die Notwendigkeit, für meine Gesundheit etwas zu thun, sollte der Güterbesitz nicht in aller kürzester Zeit, ehe noch mein Werk, namentlich auf dem Gebiete der Schule, vollendet war, an eine Seitenlinie übergehen, die im Süden Deutschlands wohnte und für die Bedürfnisse und Wünsche der Eingeweihten kein Verständnis hatte, noch haben konnte.

Verschiedene ärztliche Autoritäten rieten mir Charcot zu konsultieren. Im Herbst 18... brach ich, nur von meinem Hunde begleitet, nach Paris, zu dem berühmten Nervenarzt, auf. Hier ereignete sich gleich in den ersten Tagen eine für mich sehr unangenehme Sache, die mir damals vollständig als Unglücksfall erschien. Bei einem Spaziergang über den Boulevard St. Germain verlor ich meinen Hund.

Der Aufenthalt in Paris war mir dadurch verleidet. Ich wollte zuerst sofort umkehren. Der Umstand aber, daß Charcot mir innerhalb vier Wochen Heilung versprochen hatte, hielt mich doch schließlich zurück.

Einen Augenblick dachte ich daran, die Familie des Grafen Donville aufzusuchen. Vielleicht war es der Mutter ein Trost, aus dem Munde eines Augenzeugen über die letzten Lebensstage ihres Sohnes zu hören. In diesem Entschluß war ich durch den Verlust des Hundes sehr wankend geworden. Was konnte ich auf die Frage erwidern, wo derselbe geblieben war. Dennoch erkundigte ich mich nach der Familie und wurde nun ganz und gar von meiner ursprünglichen Absicht durch die Auskunft abgebracht, daß die Familie nach dem Tode des jungen Grafen zu den unverföhnlichsten Deutschhassern gehöre; ja es ging im Faubourg das Gerücht, daß die Töchter das Gelübde gethan, nicht eher zu heiraten, als bis die Schmach ihres Vaterlandes getilgt sei.

Wenn meine Konsultationen bei Charcot vorüber waren, ging ich spazieren. Mäßige Bewegung, Zerstreuung ohne geistige Anstrengung waren mir vorgeschrieben. Nun kenne ich nichts Amüsanteres, als in der Seinestadt mit ihren breiten, schattigen Boulevards, den prächtigen, vielgestaltigen, immer geschmackvoll geordneten Anlagen und dem bunten originellen und eleganten Menschengewirr zu flanieren. Indem ich meine Spaziergänge bald hierhin, bald dorthin richtete, hoffte ich immer noch im stillen, auf meinen Binisch wieder zu stoßen.

Eines Tages hatte ich mich in die Avenue Victor Hugo verirrt. Ich stand sinnend einen Augenblick vor dem in lauschigem Grün liegenden Hause des Dichters des „Ruy Blas“, als plötzlich mit Freudengetöse mein Hund an mir emporprang, dann aber wieder zu einer jungen Dame in Trauerkleidung eilte, die eben im Begriffe stand, in ein höchst korrekt bespanntes, vornehmes Coupé zu steigen. Eben im Begriffe, dem Hunde nachzuströmen, war dieser auch schon wieder bei mir, um sofort in großen Sprüngen zu seiner augenblicklichen Besitzerin zurückzukehren. Diese selbst war aufmerksam geworden. Sie blieb mit einem Fuß auf dem Coupétritt stehen und lockte das Tier.

Das war mir denn doch zu stark. Ich zog den Hut und sagte der über die plötzliche Wendung der Dinge Errotenden sehr höflich, aber sehr bestimmt: „Madame, Sie wollen verzeihen, aber der Hund gehört mir. Er ist mir seit einigen Tagen auf unbegreifliche Weise abhanden gekommen.“

Es leuchtete in den Augen der jungen Dame, die einige zwanzig Jahre alt sein mochte, unheimlich auf.

„Sie irren!“ war die kurze, schneidende, im Tone fast beleidigende Antwort. „Der Hund gehört mir, und zum Beweise dafür will ich Ihnen seinen Namen nennen. Er heißt Snob.“

Ich war einen Augenblick verblüfft, sagte mich aber schnell und erwiderte: „Das beweist nichts. Vermutlich hat der Händler, von welchem Sie den Hund gekauft haben und der ihn mir gestohlen hat, den Namen des Tieres, welches stets um mich war, von mir gehört und gewahrt, Ihnen damit ein Beweisstück für den rechtmäßigen Erwerb in die Hand gegeben zu haben. Sie sehen übrigens, welches Zeugnis von Anhänglichkeit das Tier mir gegeben.“

„In der That,“ unterbrach mich die Dame unsicher, „ich verstehe nicht — wie dem aber auch sein mag,“ fuhr sie dann entschlossen fort, „der Hund ist in meinem Besitz, und ich gebe denselben nicht wieder heraus!“

„Das, Madame,“ konnte ich, angeärgert wie ich war, mich spöttisch zu sagen nicht erwehren, „werden wir doch erst sehen.“

Ich rief Snob an mich heran und nahm ihn auf den Arm. Da wurde die kleine vor mir stehende Person leichenblaf, die Augen glänzten unheimlich unter der marmorweißen Stirn, der rosige Mund öffnete sich leise und ließ zwei fest aufeinandergepreßte Perlenreihen von Zähnen sehen.

„Mein Herr! Geben Sie mir den Hund zurück,“ stöhnte sie mehr, als sie sprach.

„Nimmermehr,“ erwiderte ich kurz und wollte mich eben mit Snob zum Gehen anschicken, als sie sich mir mit den Worten entgegenwarf: „Ich bitte, ich beschwöre Sie, geben Sie mir den Hund zurück!“

Nun war's mir gerade genug mit der Marotte dieser allerdings sehr niedlichen Person.

„Ich kann nicht,“ war meine freundlichere, doch sehr entschiedene Antwort.

„Voleur prussien!“ gestellte es mir da plötzlich in die Ohren, wobei zur großen Belustigung einiger Bummler, die uns umstanden, ein schwarz seidener Sonnenschirm mir über das Gesicht faufte, so daß er krachend in der Hand der Spenderin dieses schlagenden Argumentes zerbrach. Das nahm aber auch Snob übel, der nun auf seine temporäre Herrin zähnefletschend losfuhr.

Sie stürzte nach diesem Gewaltstreich in ihr Coupé, wobei sie dem Kutscher, der während der ganzen Zeit wie aus Holz geschnitzt auf seinem Boie gesessen hatte, mit halberstirter Stimme zurief: „Nach Hause!“

Ich sah noch, wie sie sich in die Ecke des Wagens warf und das nervös wie im Schluchzen sich verziehende Gesichtchen in ihrem Spitzentäschentuche barg.

Der Wagen rollte davon. Snob, höchst unkonsequent in Haß und Liebe, stieß nun ein wahres Jammergeheul aus und bezeugte nicht übel Lust, dem Wagen nachzuspringen. Ein höchst unanfertiger Ruf, wie er ihn selten bekommen, brachte ihn aber zur Raison.

„En voilà une!“ hatten die Umstehenden lachend dem Coupé nachgerufen, während sie mich mit argwöhnischen Blicken musterten und sich nur langsam entfernten. „En voilà une!“ betete ich leise nach, dann betastete ich mit der einen freien Hand mein Gesicht, in dem anderen Arme Snob fester an mich drückend. Meine Augen waren heiß, die Stirn auch, die Nase blutete zwar nicht, aber ich bemerkte, daß sie anzuschwellen und — sonst, wie du weißt, ganz hübsch griechisch — sich stillos zu einer unbezeichnenbaren Form auszubilden begann.

Der erste Gedanke war von meiner verletzten Eigenliebe beherrscht. So sprach ich denn immer noch nicht accentfrei französisch. Meine Nase schmerzte mich heillos.

Bohobitz, das ist ein energisches Frauenzimmer, schoß es mir durch den Kopf. Wer war sie nur? Was hatte sie an dem Hunde für einen Narren gefressen. Das Coupé hatte vor einem mehrstöckigen verschlossenen Hause gehalten, in welchem offenbar niemand etwas von dem seltsamen Vorgange bemerkt hatte. Ich klingelte.

(Fortsetzung folgt.)

### Winternacht.\*

Blüht die weiße Vollmondscheibe Aus des Himmels kühlem Blau, Während draußen starr und einsam Schläft die schneebelegte Au, O wie ruht es sich so friedlich In dem warmen Kämmerlein Zwischen weichen Damastkissen — Wie in einem Totenschrein.

Jede Blume des Gewebes Schmiegt sich an den Leib so sacht In der einsam, heimlich stillen, Wunderreichen Winternacht! Blasse Schatten, einst so teuer, Stören nimmer mich zur Stund, Nicht einmal der Freunde letzter, Mein geliebter treuer Hund.

Abgestorben dieser Erde, Lieg' ich so in wachem Traum; Welch ein funkelnd Augen spielen Mir zu Häupten rings im Raum — Und mir dämmert, und Schauer faßt mich, Anhauch vorempfund'ner Luft: All die Sterne, leise singend, Wandeln auch durch meine Brust.

Oskar Linke.

\* Aus dem inhaltreichen und empfehlenswerten Buche von Oskar Linke: „Als die Rosen blühten“ (Berlin, Verlag von Hans Rastendorfer).

### Die Kunstenthusiasten.

(Hierzu das Bild auf S. 53.)

Nachdruck verboten.

Rate mal, alter Freund, wessen Besuch ich dir jetzt anmelde! Mit diesen Worten stürmte ein forcher Husarenlieutenant in das Atelier des jungen Malers Döring und schüttelte diesem kräftig die Hand.

„Nicht so unfreundlich!“ rief er dem verdrießlich dreinschauenden Künstler zu, der vor der Staffelei stand und über die Unterbrechung nicht sonderlich erbaud zu sein schien, „nicht so unfreundlich, lieber Junge! Ich bringe frohe Botschaft: ein paar Kunstenthusiasten, die du dir schon lange hierher wünschtest, wollen höchstpersönlich die vier Treppen dieses Hauses erklimmen, das elegante Malerheim und das neueste epochemachende Werk des genialsten aller lebenden Künstler inspizieren. Errätst du denn noch immer nicht?“

Döring schwing einen Augenblick, dann fragte er zaghaft und verlegen: „Etwas dein Onkel, Herr von Walden, und —?“

„Jawohl, Onkel Walden und sein liebliches Töchterlein Edith! In einer halben Stunde sind sie hier.“ Und als der Maler noch immer nicht heiter, sondern mürrisch, fast grollend auf den Offizier blickte: „Gott, so freu dich doch ein bißchen, Mensch! Verstelle dich nicht so! Innerlich weinst du ja Freudenthränen!“

„Meinst du?“ jagte Döring ernst. Und nach einer Pause: „Vielleicht könnte ich mich freuen, herzlich, unbändig, wenn —“

„Nun wenn —?“

„Gerade herausgesagt: wenn du, lieber Kurt, an diesem Besuche weniger reges Interesse hättest!“

„Hallo! Pfeift der Wind daher?“ rief der Lieutenant lachend. „Othello ist eifersüchtig! Aber närrischer Kerl, ich will und kann auf deinen Besuch hier gar nicht warten. Habe ich dir nicht erzählt, daß ich um ein Uhr in der Wilhelmstraße sein muß, um mit Billis Eltern ein gewisses ernstes Wort zu reden?“

„Wie? Du liebst Edith nicht?“ rief der Maler, und seine Augen leuchteten auf einmal hell auf.

„Kein Gedanke daran! Wie könnte ich meinem besten Freunde solches Leid antun!“

„Prachtmensch!“ rief Döring und fiel dem Freunde stürmisch um den Hals. „Nun aber beei' dich, es ist dreiviertel eins.“ Damit drängte er den Lieutenant zur Thür. „Billi wartet bereits! Ach, grüß sie doch recht, recht herzlich von mir!“

„Und auch du,“ klang es übermütig von der Treppe zurück, „grüß mir dein Lieb viel tausend-, tausendmal!“

Adolf Döring und Else von Walden waren Jugendgepielen. Adolfs Vater war Pastor in dem Dorfe Lindenhof,

das zur Besingung des verwitweten Herrn von Walden gehörte. Im Sommer, wenn die Gutsherrschaft auf dem Lande weilte, kam Adolf mit der um einige Jahre jüngeren Gespielin fast täglich zusammen, und die beiden Kleinen liebten sich mit jener Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, welche das Interesse an gemeinsamem Spiel in Kinderherzen so bald erweckt.

Später, als sie größer und verständiger waren, hörte das Spielinteresse auf, aber die Erinnerung an die gemeinsame frohe Kindheit blieb. Adolf wurde aufs Gymnasium in die Stadt gebracht und traf nur noch in den Sommerferien mit Edith zusammen. Doch jedes Jahr begrüßten sie sich mit gleicher Freundschaft, als ob nicht viele Monate der Trennung dazwischen gelegen hätten. Ediths besonderes Entzücken erregte es, wenn Adolf ihr kleine Zeichnungen von den einstigen Lieblingsspielplätzen im Garten entwarf, die sie auf den ersten Blick wieder erkannte, oder wenn er gar ihren Pony mit Kreide auf das Scheunenthor zeichnete — täuschend ähnlich!

Zum letztenmale sah sie ihn, als er im Begriff war, die Schule zu verlassen und zum Besuch der Kunstakademie nach München überzusiedeln. Sehr gegen den Willen seines Vaters, der den Sohn durchaus Pastor werden lassen wollte.

Mit ihrem siebzehnten Jahre wurde Edith in die Gesellschaft eingeführt, und nun begann eine Zeit voll Zerstreuungen und Vergnügungen, sodaß der Jugendgefährte nach und nach vergessen wurde.

Eine Reihe von Jahren war seitdem vergangen, und Edith glänzte jetzt als Stern der Gesellschaft. Auf den letzten Ballen war einer ihrer eifrigsten Tänzer ihr Vetter, der Husarenlieutenant Kurt von Dornach, und Ediths Vater freute sich im stillen über das freundschaftliche Verhältnis, das sich zwischen den beiden anzubahnen schien.

Eines Morgens saß die kleine Familie, mit der Zeitungslektüre beschäftigt, am Frühstückstisch.

„Höre doch nur, Papa,“ rief Edith plötzlich ganz erregt, „Adolf — Herr Döring hat auf der Münchener Kunstausstellung die goldene Medaille erhalten.“

„Bohstaufend,“ sagte Herr von Walden, „na — dem alten Pastor gönne ich die Freude von Herzen!“

„Die um so größer sein wird, als die Zeitungsnotiz besagt, daß Herr Döring jetzt in die Heimat zurückkehren und sich dann in Berlin niederlassen will.“

Einige Wochen später besuchte Adolf Döring das Waldenische Haus in Berlin. Der junge Künstler war sichtlich überrascht, Edith so schön wiederzufinden. Herr von Walden war gerade ausgegangen.

„Sind Sie schon lange in Berlin?“ fragte Edith, ohne Ursache rot werdend.

„Gestern abend bin ich angekommen,“ erwiderte Adolf etwas verlegen. „Mein erster Besuch sollte Ihnen gelten.“

Es trat eine kleine Pause ein.

„Papa wird Ihre Hilfe gleich in Anspruch nehmen,“ begann Edith von neuem, froh, ein Gesprächsthema gefunden zu haben, „er veranstaltet zu einem wohlthätigen Zweck lebende Bilder, bei denen Ihr Rath ihm gewiß sehr erwünscht und förderlich sein wird.“

In der That erwies sich Adolfs Unterstützung sehr förderlich, und die Vorstellung gelang über Erwarten gut. Den größten Beifall fand das letzte Bild: Maria Stuart und Rizzio. Edith stellte die Maria dar, die Rolle des von Liebe durchglühnten Sängers hatte ihr Vetter übernommen. Im letzten Augenblick wurde Kurt aber dienstlich abgerufen und bat seinen Schulfreund Döring, der als Regisseur fungierte, für ihn einzutreten. So kam es, daß die Liebeszene von Edith und Adolf dargestellt ward.

Maria kam in königlicher Haltung die Stufen einer Treppe herab, während Rizzio, die Laute in der Hand, am Fuße der Treppe saß, den Kopf leicht an das Geländer gelehnt und mit leidenschaftlichem Verlangen zur Geliebten emporblickend.

Der Vorhang fiel nach wiederholten Beifallsstürmen zum letztenmal, die Liebeszene war zu Ende.

Am selben Abend vertraute Adolf seiner Partnerin, daß er soeben ein neues Bild beendet habe und es ihr gar zu gern zeigen möchte, ehe es auf die Ausstellung käme.

\* \* \*

\* \* \*

In einer Viertelstunde also, so lautete Kurts Anmeldung der „Kunstenthusiasten“, sollte die Besichtigung des Bildes erfolgen. Edith und ihr kunstverständiger Vater blieben beim Eintritt in das prächtige, wahrhaft künstlerisch ausgestattete Atelier überrascht stehen. Gegeistert aber wurden sie durch das herrliche, stimmungsvolle Gemälde, in dessen Anblick sie lange Zeit verunken waren. Herr von Walden setzte sich auf den vor der Staffelei befindlichen Sessel, nahm die Lupe zur Hand und vertiefte sich mit Kennerblick in die geringsten Details. Edith und Adolf standen hinter ihm.

Nach einer Weile blickte sie unwillkürlich zu dem neben ihr Stehenden auf. Ihre Blicke begegneten einander, und unwillkürlich erglühete Edith wie eine Rose. Da umfaßte ein Arm ihre Taille, ihre Hand hielt Adolf fest in der seinen und sah ihr zärtlich fragend in die Augen.

Lächelnd erwiderte Edith seinen innigen Blick und nickte stumm als Zeichen ihrer Zustimmung.

\* \* \*

\* \* \*

Am Nachmittag teilte Herr von Walden seiner Tochter mit, daß Kurt ihn um eine Unterredung gebeten habe.

„Kunst du wohl, mein Herzblatt, was er mir vertrauen will?“ fragte der Vater ernst.

„Ich wohl, du aber nicht!“ sagte Edith lachend. „Er will den Vormund um Zustimmung zu seiner Verlobung mit Billi Garten bitten.“

„Mit Billi Gar —? Und darüber freust du dich? Also ist dies kleine Herz schon vergeben?“

Statt aller Antwort lehnte Edith ihr Köpfchen still an des Vaters Schulter.

„Nun, wenn es nur ein tüchtiger Mann ist!“ sagte Herr von Walden mit weicher Stimme, indem er das Köpfchen der Tochter streichelte.

„Du hast dich heute selbst davon überzeugt,“ sagte sie leise. „Ah! Daher der Kunstenthusiasmus?“ fragte der Vater mild.

Edith sah ihn schelmisch an und nickte.

Gustav Dahms.



## Ballfeste.

Plauderei vom Orinoko.  
Von Friedrich J. Pajeken.

Nachdruck verboten.

Die Sonne ist mit ihren brennenden Strahlen hinter den sich weit von Süden nach Norden erstreckenden Urwäldern hinabgetaucht. Der Chubasco, jener sturmartige Wind, welcher abends nach dem Scheiden des Tagesgestirns den Orinoko hinausbraust, hat sich ausgetobt. Labende Kühle brachte er vom fernen Meere her, und in vollen Zügen genießt der Mensch die frische, ihn neu belebende Luft nach den heißen, schwülen Stunden des Tages.

Statt der Sonne scheint jetzt der Mond vom wolkenlosen, sternüberfüllten Himmel herab. Silberner erglänzen in seinem bläulichen Schimmer die durch den Sturm aufgepeitschten, sich von neuem glättenden Wellen, und beinahe tageshell beleuchtet liegt die Stadt, deren weißgetünchte Häuser mit ihren flachen Dächern terrassenförmig an einem Felsen erbaut sind, auf dessen Höhe die Kirche mit ihrem Turm alles überragt.

In einer der breiteren Straßen am Fuße des Felsens drängt sich geräuschvoll das Volk, Männer und Weiber in den verschiedensten Hautfarben, vor einem hohen Gebäude, dessen Neuhäres sein Entstehen in der reichen, prunkvollen Zeit vor der Unterdrückung der spanischen Herrschaft durch Simon Bolivar erkennen läßt.

Die lange Reihe der oberen, mit Säulen eingefassten Fenster ist hell erleuchtet, und ein Gewirr von Stimmen schallt daraus hervor.

„Baile“ (Ball). Wie hat dieses Wort die junge Damenwelt der Stadt elektrifiziert; bedeutet es doch für sie das denkbar größte Vergnügen. Von nichts anderem war in den letzten Tagen die Rede, und nun ist endlich der sehnlichst erwartete Abend gekommen, an welchem das Fest stattfinden soll.

Immer noch erscheinen neue Gäste und verschwinden in dem Hause. Zu Fuß nahen Damen und Herren. Wagen kennt man nicht in der Stadt mit ihren steilen Straßen.

Das Volk läßt eine schmale Gasse frei vor dem großen, steinernen Portal. Neugierig reden die Weiber ihre Häße, um mit Kennermeine die Toiletten der Damen zu mustern, welche, ein Tuch um die Schultern, einen Spitzenchleier um den Kopf geschlungen, vorüber- und die breite Marmortreppe in dem Gebäude hinaufsteigen. Alle werden sie von dem dichten Haufen bekräftigt und angefaunt, je nachdem sie sich einer geringeren oder größeren Beliebtheit erfreuen. Manch launige, oft auch nicht sehr zarte Bemerkung müssen sie hören. Das Volk will ebenfalls seinen Anteil an dem Vergnügen und sucht es sich in dieser Weise.

Jetzt verstummt plötzlich das Lachen und Richern der Menge. Eifriger drängen sich die Frauen und Mädchen in die vorderen Reihen. „El aleman! El aleman!“ (Der Deutsche! Der Deutsche!) flüstert eine der andern zu.

Ein schlank gewachsener Jüngling schreitet vorüber. Er hat den Hut von dem goldblonden Lockenkopf genommen und trockenet sich den Schweiß von der Stirn.

„Como está, Don Gualterio? Como le va, Sennor?“ (Wie geht es, Don Walthar? Wie befinden Sie sich, mein Herr?) So klingt es ihm von allen Seiten entgegen.

Freundlich erwidert er die Grüße. Lächelnd nickt er den braunen Schönen zu, die vor seinen tiefblauen Augen, unter der dunklen Haut erröthend, schüchtern den Blick zu Boden senken. Noch einmal streicht er leicht mit der schmalen, gebräunten Hand über den Vollbart; dann eilt auch er behende die große Treppe hinauf. Ein schwarzer Diener in ponceau Livree mit goldenen Knöpfen und tadellos weißer Halsbinde öffnet ihm, sich tief verbeugend, die kunstvoll geschnitzte Thür, durch welche Walthar auf eine breite Galerie gelangt, die nach drei Seiten einen geräumigen, durch bunte Lampions erleuchteten Hof umgiebt, auf dem Kokospalmen und Bananenpflanzen in üppiger Fülle ihre Blätter entfalten. Rankengewächse schlingen sich von unten herauf um die schweren, steinernen Säulen, welche das Dach der Galerie tragen.

Die lebhafteste Unterhaltung einer großen Anzahl dort versammelter Herren im Frack stockt für einen Augenblick beim Eintritt des Deutschen, welcher mit beiden Händen durch die Locken fährt, noch einen prüfenden Blick in den großen Wandspiegel wirft und dann, die weißen Handschuhe über die Finger streifend, flüchtig die Herren begrüßt. Er scheint es nicht zu bemerken, wie ihm mancher mit neidischem Blick nachschaut, während er sich rasch dem Saale nähert, dessen hohe Flügelthür nach der Galerie hin weit geöffnet ist.

Nahel derselben steht mit verdrängten Armen, nachlässig an eine Säule gelehnt, José Antonio, ein in den ersten Gesellschaftskreisen der Stadt beliebter Spanier. Eine seiner schwarzen Locken liegt auf der jetzt finster gefurchten Stirn, unter der die dunklen Augen mit grimmem Haß den Deutschen verfolgen. Ein häßliches Lächeln gleitet über das scharf markierte Gesicht; dann greifen die Finger an den fest gedrehten Schnurrbart, und ein halblauter Fluch dringt durch die scharf aufeinander gepreßten Zähne.

In der Sala hat Walthar vollauf zu thun, alle dort versammelten Damen zu begrüßen. An jede richtet er einige freundliche Worte, hier ein gut gewähltes Kompliment, welches mit dankbarem Lächeln in Empfang genommen wird; dort versteht er es, durch einen munteren Scherz zum fröhlichen Lachen zu verlocken. Und mit Bewunderung und Wohlgefallen folgen auch hier die feurigen Blicke dem blondlockigen Deutschen.

Wie doppelt verführerisch schön erscheinen heute in den lustigen, von Blumen überfüllten, farbenreichen Moll-, Krepp-, Tarlatan- und seidnen Gewändern diese reizenden Kinder des Südens, an welche die Natur ihre Gaben mit so übertroffenen Händen ausgeteilt hat. Welches Leben sprüht aus den großen, dunklen, von langen Wimpern beschatteten Augen in dem fein geschnittenen Antlitz. Gleich Perlen blitzen die schneeweißen Zähne zwischen den schwellenden, rosigen Lippen hervor.

Auch José Antonio schreitet jetzt durch den Saal. Stolz und mit überlegenem Lächeln schreibt er auf eine zierliche, goldumranderte Karte die Namen der Damen hinter die ihm von ihnen gewährten Tänze; doch wieder stammt der Born in seinem Gesichte auf, wenn er hören muß, daß der Deutsche ihm bei diesem oder jenem Tanze im Engagement bereits zugekommen ist. Die anderen Herren mischen sich nun ebenfalls unter die Damen. Ueberall vernimmt man Scherzen, Lachen und heiteres Geplauder.



Der Entdecker Trojas.

Jenseits der Alpen, in dem Lande, wo Deutschland von altersher so viele seiner Edelsten enden sah, hat nun auch der unermüdete deutsche Forscher, dem die Welt die größten archäologischen Entdeckungen der Neuzeit verdankt, den Tod gefunden. Aber mit goldenen Buchstaben wird der Name des merkwürdigen Mannes, der sich durch Fleiß und Thakraft von tiefer Dunkelheit und Armut bis zur stolzen Höhe des Reichthums und des Ruhmes emporrang, in der Geschichte der Wissenschaft dauernd verzeichnet bleiben: der Name Heinrich Schliemann.

Die Schicksale des Verstorbenen sind ein neuer Beweis dafür, daß die Wirklichkeit oft interessanter sich gestaltet, als ein phantastischer Roman. Nicht bloß die beispiellosen Erfolge seiner Ausdauer und Willensstärke sind es, welche die Bewunderung der Mitwelt verdienen — weit mehr noch seine unvergleichliche Selbstlosigkeit, die den reichgewordenen Mann in den Dienst der Wissenschaft stellte und ihn dem Geschick in so glänzender Weise seinen Dank abtragen ließ, wie es in einer Zeit fieberhafter Erwerbssucht und egoistischen Strebertums fast unbegreiflich erscheint.

Wie ein Märchen liest sich die kurze Selbstbiographie, welche Schliemann als Vorwort zu seinem Buche: „Ithaka, der Peloponnes und Troja“ veröffentlichte. Am 6. Januar 1822 in Neu-Buckow in Mecklenburg als der Sohn eines Pastors geboren, in demselben Dorf, in dessen altem Schloß einst Johann Heinrich Voss als Hauslehrer gelebt, wurde er frühzeitig von seinem Vater mit den homerischen Gesängen bekannt gemacht. Sieben Jahre alt, erhielt er eine Weltgeschichte zum Geschenk, in welcher sich auch eine Abbildung von Troja befand, und diese machte auf die Phantasie des Knaben einen solchen Eindruck, daß er schon damals von starker Sehnsucht nach den klassischen Ländern ergriffen wurde. Aber der frühe Tod der Mutter und die Verarmung des Vaters entriß ihm bald den klassischen Träumen, der vierzehnjährige Knabe mußte die Schule zu Strelitz verlassen und in einem Kramladen in Fürstenberg fünf Jahre lang dienen, bis eine schwere Brustverletzung, die er sich beim Aufheben eines Warenballens zuzog, ihn nötigte, einen anderen Beruf zu wählen.

Auf Seereisen sollte er Heilung suchen; er ließ sich in Hamburg als Schiffsjunge für einen nach Venezuela bestimmten Dampfer anwerben, der aber im Dezember 1841 an der Küste der holländischen Insel Texel scheiterte. Gleich der übrigen Mannschaft rettete Schliemann nur das nackte Leben. Völlig mittellos und krank wurde er nach Amsterdam in ein Hospital gebracht und trat nach seiner Genesung als Laufbursche in das Handlungshaus F. C. Quien; zwei Jahre später wurde er Buchhalter im Hause B. H. Schroeder u. Co.

Hier in Amsterdam lernte Schliemann nach eigener Methode in denkbar kürzester Zeit nacheinander Englisch, Französisch, Holländisch, Spanisch, Italienisch und Portugiesisch. Alle Grammatik- und Uebersetzungsübungen und allen Formenkräften ließ er völlig beiseite, vielmehr nahm er als Grundlage stets ein fertiges, in der fremden Sprache geschriebenes Stück, das er wiederholt laut las und so allmählich auswendig lernte. Die Sprachgesetze erlernte er, soweit sie verstandesmäßig zu erfassen nötig, erst nachträglich unter Anleitung eines Lehrers an dem, was er gedächtnismäßig schon in sich aufgenommen hatte. So eignete er sich auch die russische Sprache an, deren Kenntnis besonders wertvoll für ihn werden sollte, und später noch Schwedisch, Polnisch, Neugriechisch, Arabisch und die alten Sprachen Altgriechisch und Lateinisch, die er gleichfalls nicht wie tote, sondern wie lebende Sprachen lernte.

Im Jahre 1846 ging er als Vertreter des Hauses Schroeder u. Co. nach Petersburg, wo er bald selbständiger Kaufmann und Großhändler wurde und in elf Jahren ein nach Millionen zählendes Vermögen erwarb.

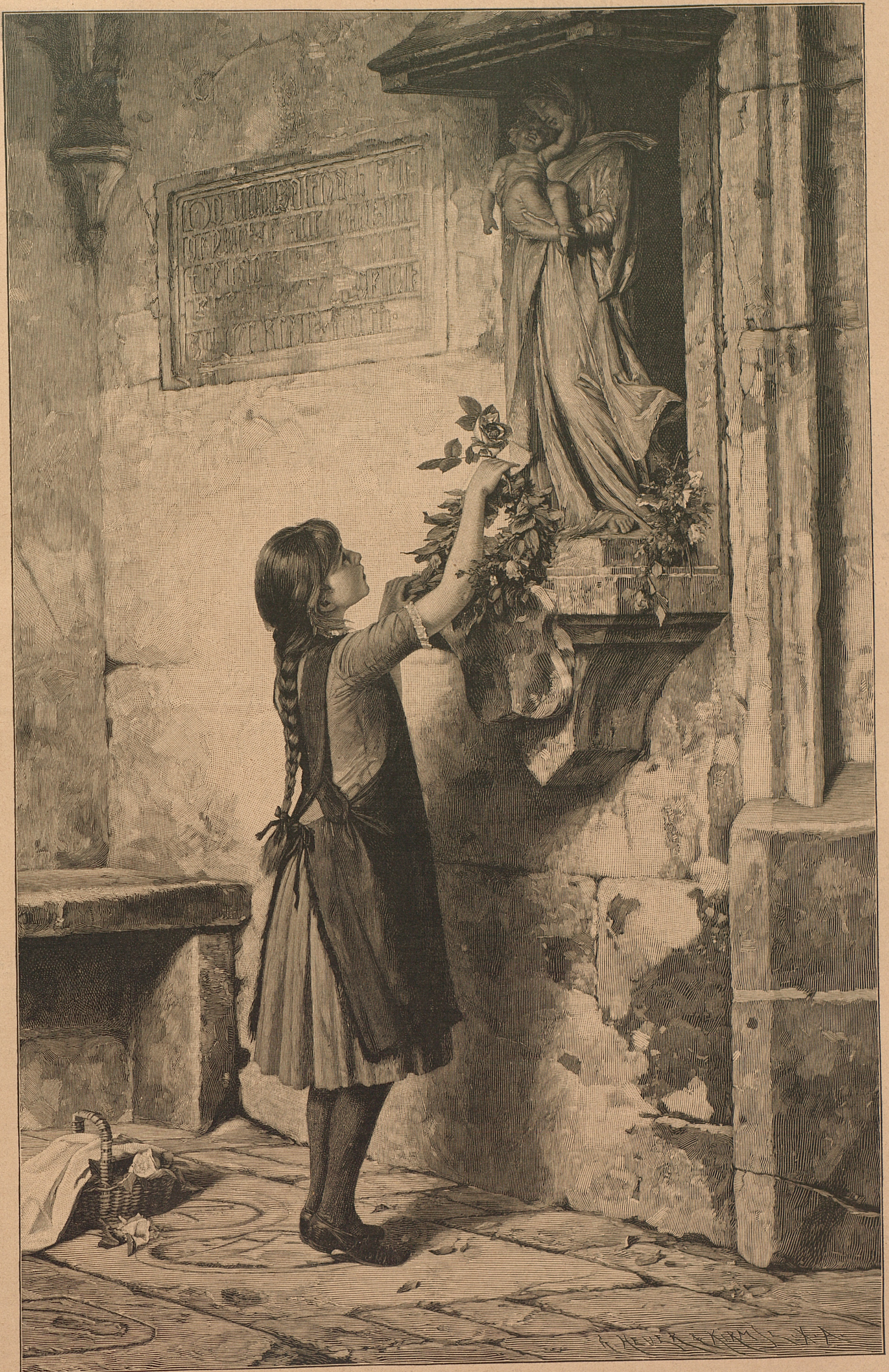
Jetzt war für Schliemann die Zeit gekommen, an die Verwirklichung seiner Jugendträume zu gehen. Nach mehrjährigen Reisen und gewissenhaften Vorstudien reiste er nach Kleinasien, in Begleitung seiner treuen Gattin und Gefährtin, die seine beständige und unermüdete Mitarbeiterin war. In Hissarlik deckte er mit über hundertundfünfzig Arbeitern das alte Ikon auf, eine Arbeit, die nicht weniger als zwölf Jahre in Anspruch nahm. Die Schätze, die er hier ausgegraben, schenkte er dem Deutschen Reiche, welches sie dem Berliner Museum für Völkerkunde als besondere Abteilung, die den Namen Schliemanns trägt, einverleibte.

Seitdem erfuhr die Welt mit staunender Ueberraschung fast alljährlich von neuen wunderbaren Funden, bald in Troja, bald in Mykenä, Orchomenos oder Tiryns; eine ganz neue Welt that sich vor den Augen der Gelehrten auf, sodas heute und auf lange Zeit gearbeitet werden muß, um all diese neuen Schätze in den Zusammenhang der alten Kulturen einzuordnen.

Nun ist der Entdecker dieser verschütteten Kulturen, der uns die Gräber der homerischen Helden wieder eröffnete, selbst ins Grab gesunken. Als sein unvergängliches Andenken bleiben uns aber nicht allein die Ergebnisse seiner Arbeit, es bleibt uns auch das Bild eines unvergleichlichen Menschenschicksals, das allen Leidenden zum Trost, allen Strebenden zur Ermunterung darthut, wie auch in unseren nüchternen Tagen das Glück die Thür des Glückes öffnen kann und wie auch heute noch ein redliches, ernstes Streben schließlich alle Hindernisse überwindet.

G. D.





Für Mutters Genesung. Gemälde von J. V. Carstens.  
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.



Jetzt ertönt hinter einer Gruppe Blattpflanzen die eigenartige, melancholische Weise eines venezolanischen Walzers. Weich und schmelzend klingt auf der Flöte die Melodie, von Gitarre und Klavier begleitet. Noch feuriger leuchten bei diesen Klängen die dunklen Augen auf, und eng aneinander geschmiegt schweben die Paare durch den Saal. Langsam und leicht gleiten sie dahin. Oft scheinen sie sich kaum vom Platze zu rühren, und doch tanzen sie mit der ganzen Leidenschaft ihres heißblütigen Temperaments. Nicht der Takt leitet die Füße, sondern allein die Melodie. Jeder Ton gebietet eine andere Bewegung. Und wenn nach dem beinahe traurig klingenden Moll des einen Walzerteiles, nach kurzem, geschicktem Uebergange in der Komposition, die heiterere Weise des zweiten Teiles in Dur erschallt, werden die Bewegungen lebhafter, rascher, um gleich darauf wieder bei den sanftesten Molltönen in die vorherige Ruhe zu verfallen. Fester schmiegt sich Körper an Körper; inniger vereinigen sich die Hände. Von Minute zu Minute steigert sich der Genuß bei diesem wogenden, schwebenden Tanze.

Eine Lust ist es, den Tanzenden zuzuschauen. Mit welcher Grazie winden sich die Paare in dem dicht gefüllten Saale leicht und gewandt durcheinander, ohne sich gegenseitig zu berühren. Kein Wirbeln, kein Toben kennt man, wie wir es bei uns in Deutschland gewohnt sind, wo die Menschen sich beim Tanzen eilig drehen und wenden und in atemloser Hast ihr Vergnügen finden. Hier ruht keine Müdigkeit und Abspannung auf den Zügen; es scheint, als wüchse Kraft und Ausdauer mit jedem Takte, mit jedem Teile des Tanzes.

Und zwei Paare sind es besonders, die allgemeine Bewunderung erregen: José Antonio mit der majestätischen Cati und Walthers mit der reizenden, schelmischen Amalita. Selbst des Spaniers Tänzerin hört nicht mehr auf die schmeichelnden Worte ihres Kavaliere, welche dieser ihr während des Tanzes zuflüstert. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtet auch sie den blonden Deutschen und dessen Dame.

Der venezolanische Walzer ähnelt dem sich in Deutschland jetzt einbürgernden „Boston“; doch bewegt sich die Begleitung nicht im dreiviertel-, sondern im sechsachtel Takte, was dem Fremden zuerst ungemein eigenartig erscheint und ihm die Erlernung des Tanzes erschwert.

Nach dem Walzer folgt auf allen Bällen gewöhnlich eine langsame Polka und dieser eine „Danza“.

Die Danza ist eine Zusammenfügung von Quadrille und Walzer und wird folgendermaßen getanzt: die Damen und Herren stellen sich in je einer Reihe einander gegenüber. Der erste Herr beginnt nun mit der zweiten ihm gegenüberstehenden Dame eine Quadrillentour, welche meistens der eigenen Phantasie entspringt. Der nächste Herr tanzt zu gleicher Zeit mit der ersten Dame. Nach sechzehn Takten Quadrille folgen sechzehn Takte Walzer, die ein jeder der beiden Herren mit seiner eigenen Dame tanzt. Das zweite Paar nimmt dann den ersten Platz ein und tanzt in der begonnenen Weise weiter, während das erste Paar mit dem dritten Paare von neuem beginnt, welches nach abermals zweiunddreißig Takten ebenfalls einen Platz aufrückt, und so geht es fort, bis die ganze Reihe durchgetanzt ist. Das zweite Paar folgt dem ersten, das dritte dem zweiten, das vierte dem dritten und so weiter. Die Danza gewinnt schon an Interesse durch die vielen Variationen, welche sich bei derselben in Anwendung bringen lassen.

Diesem Tanze folgt wieder der am meisten beliebte Walzer. Minuter wird auch ein Lancier (Lancero) getanzt.

Zwischen mehreren Tänzen tritt eine Pause ein. Die einzelnen Paare ergötzen sich auf der kühleren Galerie, in dem Säulengange, welche den Hof umgiebt, oder auf diesem selbst. Den Damen werden Erfrischungen wie Limonade, Wein und Süßigkeiten (dulces) in verschiedener Form gereicht, welches Amt die Herren übernehmen. Für diese ist in einem der Nebenzimmer ein Büffet errichtet, das reichhaltig mit Bier, Wein, Selterswasser, Cognak, Rum u. s. w. versehen ist. Später werden belegte Butterbröte gereicht.

In Venezuela wird das Essen und Trinken bei dergleichen Festen mehr als ein Bedürfnis und vollständig als Nebenache betrachtet. Ein allgemeines Mahl auf Bällen, welches die Gäste stundenlang an die Tafel festsetzt, kennt man nicht. Man vereinigt sich eben nur, um zu tanzen, und nutzt jede Minute aus, dieses Vergnügen zu genießen.

Walthers hat sich in einer Pause mit seiner Dame, der reizenden Amalita, am Ende der Galerie unter einer Gruppe großblättriger Pflanzen niedergelassen. Lächelnd weht er ihr mit dem großen, sich grauen Federfächer Kühlung zu. Schelmisch lächelnd schaut sie zu ihm auf. Heute ist sie die von allen ihren Freundinnen Bevorzugte; beinahe nur mit ihr hat der Goldblonde getanzt.

Und wieder treffen Don José's zornfunkelnde Blicke den Deutschen. Vernichten möchte er diesen Menschen, der ihm den Rang streitig macht, welchen er so lange allein in der Gesellschaft behauptet hat. Vergeblich hat er sich bemüht, einen Tanz von dem schönen Mädchen an des Blondens Seite zu erhalten. Eine Palomita (Getraute) wagte dieser Fremde ihm sogar zu verweigern.

Häufig tritt José Antonio in das Büffettzimmer, um dort seinen Groll durch einen kühnen Trunk zu betäuben; doch immer heftiger wühlt der Meid in ihm. Er weiß selbst nicht, wie es geschieht, daß er plötzlich vor seinem Rivalen steht und mit höhrender Rede Beleidigung auf Beleidigung häuft.

Nur mit geringfügigem Lächeln erwidert Walthers seine Worte. Das reizt ihn nur noch mehr, und nun bleibt auch die Dame, welche seine Huldigungen verschmähte, von seinem Spott nicht verschont.

Jetzt blickt es in den sonst so friedlichen blauen Augen des Deutschen auf. Mit markiger Faust packt er den Spanier am Arm und zieht den Widerstrebenden hinweg nach der großen Eingangstür, welche auf die Straße führt.

Die heftig erschrockene Amalita vermag einen Schrei nicht zu unterdrücken. Mitleidlich eilt die Gesellschaft herbei. Die Herren bemühen sich, die beiden erbitterten Gegner zu trennen. Endlich gelingt es, Don José zu bewegen, daß er das Haus verläßt. Sein Zorn richtet sich gegen alle Anwesenden; dann stürmt er wutschreiend in die Nacht hinaus.

Aufs neue beginnt ein Walzer. Die Paare eilen zurück in den Saal und geben sich dem Tanze mit neuer Lust hin. Bald ist die unangenehme Scene und derjenige, welcher sie hervorrief, vergessen.

Unbekümmert um den Weg läuft José Antonio minutenlang weiter und weiter durch die mond hellen Straßen. Da

klingt Musik an sein Ohr. Es sind die Töne des Cinco und der Maracas; dazwischen erschallt Gesang. Der Spanier hemmt seine hastigen Schritte. Einen Augenblick zögert er; dann lacht er weitergehend laut auf. Will ihn die Gesellschaft dort in den steinernen Häusern nicht, so soll ihn das Volk in den mit Morichopalmbäumen gedeckten Lehnhütten bei seinem Ballfeste aufnehmen. Hier wird es keiner wagen, ihm den ersten Rang streitig zu machen.

Bald steht er im Arbeiterviertel der Stadt vor einer Hütte, um die sich lachend und scherzend Männer und Weiber drängen; erstere im einfarbigen Drillshemd und Beinleid, Sandalen an den Füßen; letztere in grellbunten Kattunkleidern, zum Teil mit langer Schleppe versehen. Die älteren Frauen haben um den Kopf maleisch ein blaues oder rotes Tuch geschlungen. Die Mädchen tragen in dem, je nach der Abstammung kurz gekräuselten, wolligen oder lang herabhängenden, schlichten, tiefschwarzen Haar bunte Bänder und Blumen. Nur wenige besitzen eine Fußbekleidung. Stolz schreiten die meisten in ihrem Fuß barfuß einher.

Laut nach allen Seiten grüßend, betritt Don José die Hütte, in welcher der bei dem niederen Volke allbeliebte „Horopo“ getanzt wird. Hierbei fassen sich die Männer und Weiber paarweise bei den Händen oder legen sich diese gegenseitig auf die Schultern, und indem sie nach dem Rhythmus der Musik (ebenfalls Sechsstücktakt) von einem Bein auf das andere hüpfen, bewegen sie sich im Kreise umher. Dabei wird gescherzt, gelacht, geschrien, gejauchzt und gesungen. Cinco und Maracas geben Takt und Begleitung.

Der Cinco ist eine Art Gitarre, nur bedeutend kleiner und mit fünf Saiten bespannt. Die Maracas — ein Nationalinstrument Venezuelas — werden aus den ausgehöhlten Früchten des Tortumabaumes hergestellt, durch die, nachdem einige Maiskörner hineingethan sind, ein hölzerner Stiel gesteckt wird, der als Handhabe dient. Der Maracero hat in jeder Hand eines dieser Instrumente, die er nach dem sich stets gleich bleibenden Takte der Musik schüttelt. Auf diese Weise werden zischende und raselnde Töne hervorgebracht, die, vereinigt mit den Harmonien des Cinco oder auch der Gitarre, selbst einem musikalischen Ohre nicht unangenehm sind. Es ist eine Kunst, die Maracas richtig zu gebrauchen; ungeübte Hände erzeugen mit denselben nur widerliches Geklapper.

Stundenlang ertönt ohne Unterbrechung die Musik. Wenn einer der Spielenden müde ist, tritt ein anderer an dessen Stelle, welcher dann mit frischem Eifer seine Finger über die Saiten gleiten läßt oder die Maracas schüttelt. Und so wechselt auch unaufhörlich ein Paar mit dem andern ab. In dem dunst-erfüllten Raume rinnt den Tanzenden der Schweiß in dicken Tropfen von der Stirn; doch das kümmert keinen, daran ist man gewöhnt. Recht oft wird pausiert, um sich durch einen Trunk zu erfrischen. Die Männer trinken Rum, die Frauen und Mädchen Carato: ein Getränk, welches aus dem Wasser von abgekochtem, gemahlenem Mais und Papelon (braunem Rohrzucker) bereitet wird.

José Antonio hat bald eine braune Schönheit gefunden, die ihm gefällt. Lachend zieht er sie in den Raum, und toller als alle anderen springt und hüpfet er mit ihr umher.

Anfangs ist der feine Gast willkommen. Die Männer nicken ihm freundlich und aufmunternd zu, und gern sehen es die Mädchen, wenn er mit ihnen tänzelt und scherzt. Nach und nach aber, je weiter die Nacht vorrückt, steigt den Männern der Rum zu Kopfe. Schon hört man hier und dort ge- hässige Reden; schon blickt in einer Faust die zweifelhafte Lanzenspitze, welche die Männer besonders bei solchen Festlichkeiten mit Vorliebe unter dem Hemd verborgen zu tragen pflegen. Zornige Blicke richten sich auf den Caballero (Herrn), der sich ohne Erlaubnis am Tanze beteiligt und das Herz der braunen Genara mit Leichtigkeit gewonnen, um welches sich schon mancher Arbeiter vergeblich beworben hat. In seinen Armen hält er sie, und sie schaut zufrieden lächelnd zu ihm auf, stolz auf den feinen Liebhaber.

Eine Stunde nach der andern verrinnt. Drohender werden die Gebärden der Männer. Don José sieht nichts davon. Er sitzt in einer Ecke des Raumes und kost mit dem braunen Mädchen. Immer wüster drängen die Paare hin und her. Tobender wird der Lärm. Raun hört man noch die Klänge des Cinco und der Maracas.

Da ertönt plötzlich ein gellender Schrei. Alles läuft freischend auseinander. Die Musik verstummt. Mit vor Schreck erstarrtem Gesicht stürzt die braune Genara zur Hütte hinaus. In seinem Blute liegt stöhnend am Boden José Antonio.

Mitleidlich zerstreut sich das Volk in seine Wohnungen. Rasch wird es still in den Straßen zwischen den Lehnhütten. Hier und dort bellt noch ein Hund; dann regt sich nichts mehr. Nur in der Hütte, wo kurz vorher Heiterkeit und Frohsinn herrschten, brennt noch Licht. Dort bemühen sich mehrere Frauen um den benutzlosen Don José. Mit allerlei Hausmitteln und heiligen Sprüchen versuchen sie das rinnende Blut an des Verwundeten Schulter zu stillen.

Beinahe immer endigen diese Ballfeste der Arbeiterklasse mit Blutvergießen, wenn auch selten mit tödlichem Ausgang. Bei ihnen gehört der Messer- und Lanzenkampf zu dem Vergnügen, wie bei den Bayern das Raufen auf der Kirchweih.

In dem großen steinernen Hause in der Nähe des Flusses schlummert schon alles seit mehreren Stunden. Bald nach Mitternacht erreichte der Ball sein Ende. Die Damen sind, von den Herren begleitet, in ihre Wohnungen zurückgeführt, und auf dem Heimwege wurde noch manch vertrauliches Wort ausgetauscht, wozu sich vorher inmitten der beobachtenden Gesellschaft wenig Gelegenheit bot.

Amalita ging strahlend vor Freude am Arme Walthers heim. Wie klopfte ihr Herz, als er ihr mit seiner klavolanten Stimme: „Que pase una buena noche!“ (Gute Nacht) wünschte und sie dabei seine warme Hand in der ihrigen fühlte. Und als sie sich dann oben in ihrem Zimmer allein befand und, nachlässig in der Hängematte ausgestreckt, in der Erinnerung der verlebten schönen Stunden schwelgte, weckten sie zu ihr heraufklingende süße Töne aus ihrer Träumerei. Rasch huschte sie an das durch Bretterjalousien nur halb verschlossene Fenster und sah begierig auf die Straße hinab. Durfte sie hoffen, daß durch eine Serenade derjenige sie ehrte, mit dem sich soeben noch alle ihre Gedanken beschäftigt hatten?

Hell vom Monde beschienen stand dort unten der Jüngling mit dem goldblonden Haar, die Mandola im Arm, und sang eine deutsche Weise. Wohl verstand Amalita die Worte

nicht; aber tief erröte sie. Ihr klang die Melodie wie Liebe und Sehnsucht zugleich.

Leise verhallend schloß Walthers Lied. Da fiel eine rote Rose zu seinen Füßen nieder. Lächelnd hob er sie auf. Grüßend lästete er nach der unsichtbaren Spenderin den Hut und ging dann langsam seiner Behausung zu. Dort saß er noch lange auf dem flachen Dach und schaute traumverloren auf den silberglänzenden, majestätischen Strom in der Tiefe. Auch er dachte an die heutigen, auf dem Ballfeste froh verlebten Stunden; dann aber wanderten seine Gedanken nach der fernern Heimat. Die Sehnsucht nach ihr ließ sich doch nur für kurze Zeit betäuben. Seufzend erhob er sich endlich, um sein Lager aufzusuchen.

In der Straße erschallen laute Stimmen. Dort trägt man den verwundeten José Antonio vorüber.

## Blätter von Mädchenhand.

Von Antonie Andrea.

Nachdruck verboten.

### III Die Wohlerzogene.

(Aus den Akten eines Anwalts der Frauenrechte.)

Kleinstadt, den 20. Januar.

Gehrter Herr Anwalt der Frauenrechte.

Sie sehen eine glückliche Braut vor sich und wundern sich vielleicht, warum ich Ihnen anstatt dieses Dokumentes nicht eine gedruckte Verlobungsanzeige schicke. Das wäre einfacher gewesen, aber nicht zweckmäßig.

Daß ich Braut bin, ist für mich ein großes Glück, doch wird es Sie wenig interessieren, ich schreibe Ihnen daher nicht als solche, sondern in meiner Eigenschaft als wohlerzogene, armes Mädchen — eine von den vielen, für welche Sie neulich, vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung, so warm und geschickt plädierten.

Ich bin die Tochter eines Steuerbeamten, die älteste von fünf Geschwistern. Wir leben in einfachen, doch nicht drückenden Verhältnissen. Die Haupt Sorge meiner Eltern ist, daß die Knaben „etwas lernen“, um sobald wie möglich auf eigenen Füßen zu stehen. Wir Mädchen — vorläufig ich allein, denn mein Schwesterchen ist erst sieben Jahre alt — müssen fleißig der Mutter im Hause zur Hand gehen; wir sind eine große Familie und halten nur ein Dienstmädchen.

Ich habe die Mädchenschule in unserer Stadt durchgemacht und außerdem Privatunterricht im Englischen und Französischen gehabt; ich spiele ein wenig Klavier, bin geübt in Handarbeiten und nicht unbewandert in der Schneiderei „fürs Haus“; zu meinem fünfzehnten Geburtstag durfte ich auch einen Tanzkursus mitmachen, um meine etwas hoch und schwächig aufgeschlossene Person mit Anstand und Leichtigkeit bewegen zu lernen.

Mit diesen Kenntnissen ausgestattet, glaubte mich mein Vater in die Welt schicken zu können, damit ich Erfahrung sammelte und mir nebenbei meinen Lebensunterhalt erwürbe, denn die Ausgaben für die Brüder — der älteste bereitete sich zum Abiturientenexamen vor — verschlangen alljährlich die kleinen Ersparnisse meiner Eltern.

Meinem Mütterchen wurde es recht schwer, mich von sich zu lassen; ich hatte eine etwas zarte Gesundheit und war infolge dessen zu Hause sehr gehütet worden.

Zunächst bot sich mir eine Stelle als „Gesellschafterin“ bei einer kränklichen Dame, die hauptsächlich darauf sah, daß ich „etwas“ Klavier spielte und „etwas“ Englisch und Französisch vorzulesen verstünde. Gott weiß, ich brachte den besten Willen und gute Zuversicht mit! Leider war das nicht genug, um eine Stellung auszufüllen, wie die meine. Um meiner Herrin zu genügen, hätte ich eine Krankenpflegerin von Profession, eine Klaviervirtuosin ersten Ranges und eine geprüfte Sprachlehrerin sein müssen. Das ermutigende „Etwas“ in unserm gegenseitigen Abkommen sollte in der Ausübung alles bedeuten. Kein Wunder, daß ich nicht zu leisten imstande war, was von mir verlangt wurde! Nach Verlauf von einigen Wochen fühlte ich buchstäblich, als ob ich nichts gelernt hätte und nichts könnte.

Meine Herrin war launenhaft: heute herablassend, vertraulich — morgen hochmütig und zurückhaltend. In allem, was ich that, gab ihre Laune den Ausschlag über das, wie es gethan. Aus Angst vor dieser Laune, gegen die mich weder Eifer noch Gewissenhaftigkeit in der Ausübung meiner Pflichten zu schützen vermochte, konnte ich des Nachts nicht mehr ruhig schlafen.

Sah ich dann des Morgens bleich und niedergeschlagen aus, so wurde mir „Empfindlichkeit“ und „Unlust“ zum Vorwurf gemacht, und wenn mir vor Heimweh und vor Traurigkeit über mein verfehltes Wirken die Thränen in den Augen brannten, mußte ich Tänze spielen und mit dem Schößhündchen der „gnädigen Frau“ schäkern, und gab die Dame Kaffeegesellschaft, so mußte ich die hohen, mich scharf und ungnädig musternenden Gäste bedienen und meine Tasse nachher im Stehen trinken, wenn ich den Tisch abdecken durfte.

Eines Tages fühlte ich mich so elend an Körper und Geist, daß ich einen schriftlichen Schmerzensschrei an meinen Vater richtete, der ohne Verzögerung kam und mich nach Hause holte.

„Das junge Mädchen ist etwas verwöhnt und empfindlich,“ sagte die Dame beim Abschied zu meinem Vater. „Leichter als bei mir wird sie es nirgends finden.“

Ein halbes Jahr später machte ich einen zweiten Ausflug in die Welt. Ich hatte den Ehrgeiz, mich „unter anderen Leuten“ bewähren zu wollen. Um meine Zuversicht war es freilich nicht mehr so gut wie früher bestellt!

Als „Stütze der Hausfrau“ hatte ich nun Gelegenheit, mich hervorzuthun. Meine Herrin war diesmal nicht launenhaft, vielmehr eine Dame von großen Ansprüchen — und wenig Einsicht. Was von mir verlangt wurde? Alles und nichts. Als was ich im Hause gelten sollte, ist mir bis heute ein Rätsel geblieben: ich war nicht Kindermädchen, mußte aber die drei „Kleinen“ täglich an- und auskleiden, mit ihnen spazieren gehen und mir nebenbei noch ihre Unarten gefallen lassen. Ich war nicht Köchin, aber ich mußte kochen und backen und den halben Tag in der Küche zubringen. Ich war nicht Hausmädchen, aber ich mußte bügeln, Wäsche ausbessern und die Zimmer in Ordnung halten. Wenn die Kinder und die Hausarbeit mich einen Augenblick in Ruhe ließen — was höchst selten vorkam — so durfte ich im Wohnzimmer sitzen und flüsten und nähen. Das war alles, was mir von dem „Familienleben“ zuteil wurde.



Die Köchin, das Stubenmädchen, der Diener sind freie und sorglose Menschen im Vergleich zu der „Stütze“.

Ich speiste allerdings am Familientische mit, aber ich mußte die Kinder bedienen und kam oft erst zum Essen, wenn die anderen fertig waren.

Zu Sommer kam der älteste Sohn, ein eben zum Doktor promovierter junger Mediziner auf Besuch.

Selbst nach dieser Niederlage hielt ich mich noch nicht für besiegelt. Nachdem ich mich zu Hause einigermaßen erholt hatte, ging ich zum drittenmal in Stellung, und zwar als „Kinderfräulein“.

So wanderte ich wieder heim, etwas zaghaft im Innern und ziemlich aufgerieben körperlich.

„Wohlerzogen“ zu sein ist sicherlich ein wünschenswerter Paß für die Lebensreise eines jungen Mädchens, aber es ist keine Kenntnis, auf Grund deren sie einen Beruf erwählen könnte.

Die sogenannte „gute Erziehung“ allein ist für uns mittellose Mädchen eher eine Kalamität als ein Nutzen.

Reichen die Mittel unserer Eltern nicht hin, daß wir zur Erzieherin oder Lehrerin ausgebildet werden können, haben wir kein Talent für eine besondere Kunst, so können wir mit weniger, als eine „gute Erziehung“ erfordert, Krankenschwester, Schneiderin, Buchhalterin u. a. m. werden und haben alsdann eine bestimmte Laufbahn vor uns.

Sätze ich nur eine Viertelstunde am großen Steuer, ich striche vor allen Dingen die „Stützen“, „Gesellschafterinnen“ und „Kinderfräulein“ von der kurzen Liste der Aemter, welche die Gesellschaft für uns Mädchen offen läßt, und erlasse das Gesetz, daß jedes arme, aber gesunde Mädchen ein Handwerk erlernte — etwa wie die Söhne regierender Fürsten.

Nach meinem letzten Kampf um Selbständigkeit und kaum wieder eine Woche zu Hause, erkrankte ich.

Ich machte große Fortschritte in der Genesung, der junge Mann schien sich dessen ebenso zu freuen, wie ich und meine guten Eltern.

Ich zweifelte nicht daran und bin nun seine Braut — und schon „gesund“ und „glücklich“.

Zudem ich Ihnen, geehrter Herr Anwalt, die armen „Wohlerzogenen“ warm ans Herz lege, hoffe ich, daß diese den Gegenstand Ihrer allernächsten Verteilungsrede bilden werden, und Sie dabei freundlich gedenken

Ihrer ganz ergebenen

N. N.

Unsere Würzen und Gemüßmittel.

Nachdruck verboten.

IV. Thee und was dafür gilt.

Was ist Thee? Thee ist ein Trank, der köstlich mundet und den ganzen Menschen in eine Stimmung des Wohlbehagens versetzt, der die Thätigkeit der Nerven sanft anregt und dem ermüdeten Körper und abgesspannten Geist schnell Munterkeit und Frische wiedergiebt.

Die Theepflanze, ein Strauch von drei bis vier Metern Höhe, hat länglich lanzettförmige, gezähnte, immergrüne Blätter, welche wie die der verwandten Kamelie lederartig glänzen.

Die Fälschungen des Thees sind sehr mannigfaltig. In China werden alle Abfälle, Staub und Kehrlicht in den Theefabriken mit Reiszwasser zusammengeleimt und zu Kugeln ausgerollt, die zur Verfälschung besserer Theesorten verwandt werden.

So groß der Unterschied zwischen den Theesorten auch ist, fast noch größer ist die Verschiedenheit der Güte des bereiteten Thees.

Die Fälschungen des Thees sind sehr mannigfaltig. In China werden alle Abfälle, Staub und Kehrlicht in den Theefabriken mit Reiszwasser zusammengeleimt und zu Kugeln ausgerollt, die zur Verfälschung besserer Theesorten verwandt werden.

Die Fälschungen des Thees sind sehr mannigfaltig. In China werden alle Abfälle, Staub und Kehrlicht in den Theefabriken mit Reiszwasser zusammengeleimt und zu Kugeln ausgerollt, die zur Verfälschung besserer Theesorten verwandt werden.

Die Fälschungen des Thees sind sehr mannigfaltig. In China werden alle Abfälle, Staub und Kehrlicht in den Theefabriken mit Reiszwasser zusammengeleimt und zu Kugeln ausgerollt, die zur Verfälschung besserer Theesorten verwandt werden.

Die Fälschungen des Thees sind sehr mannigfaltig. In China werden alle Abfälle, Staub und Kehrlicht in den Theefabriken mit Reiszwasser zusammengeleimt und zu Kugeln ausgerollt, die zur Verfälschung besserer Theesorten verwandt werden.

Die Fälschungen des Thees sind sehr mannigfaltig. In China werden alle Abfälle, Staub und Kehrlicht in den Theefabriken mit Reiszwasser zusammengeleimt und zu Kugeln ausgerollt, die zur Verfälschung besserer Theesorten verwandt werden.

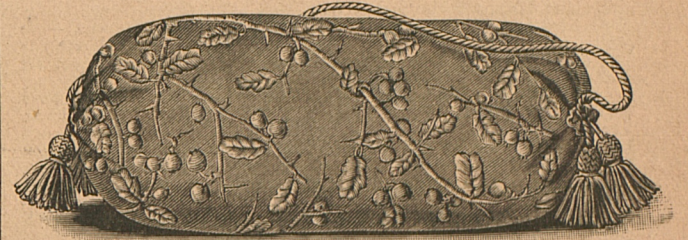
Die Fälschungen des Thees sind sehr mannigfaltig. In China werden alle Abfälle, Staub und Kehrlicht in den Theefabriken mit Reiszwasser zusammengeleimt und zu Kugeln ausgerollt, die zur Verfälschung besserer Theesorten verwandt werden.

Dilettanten-Arbeiten.

Gerichte und gemalte Lederarbeiten sind in ihrer Art ebenso schön, wie diejenigen, welche in dem ruhigen braunen Ton des Leders gearbeitet sind; ja für viele dürften die ersteren noch mehr Verlockendes und zur Nachahmung Reizendes haben.

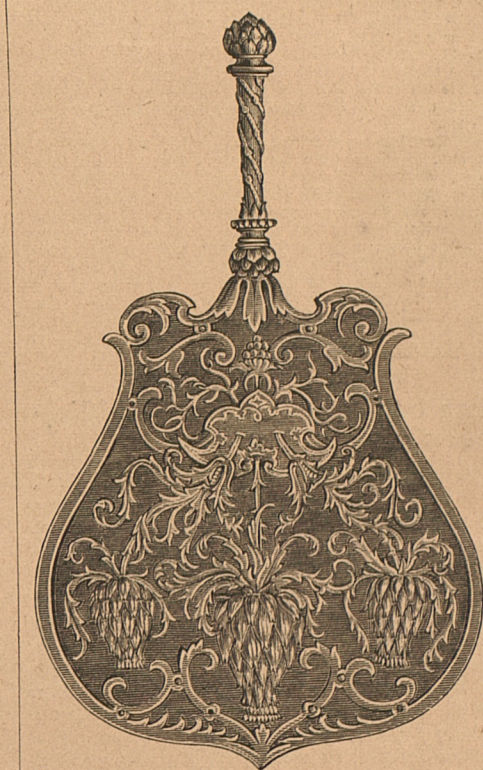
Ich habe dieses Verfahren sowohl im Flachornament, wie bei plastischen Sachen anwenden sehen und es überall gleich schön gefunden.

So wanderte ich wieder heim, etwas zaghaft im Innern und ziemlich aufgerieben körperlich.



1.

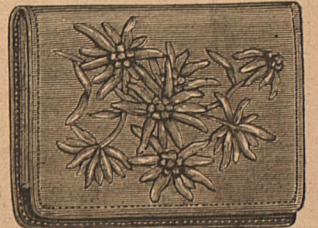
Nr. 1, eine in Flachornament gemalte Schlummerrolle, giebt eine derartige Probe. Auf dunkelbraunem Saffian sind Zweige mit Beeren und Blättern im flachen Stil gehalten.



2.

leben; im Schilde wird innen eine den Umrisen folgende Zeichnung in Gold ausgeführt.

Zu Nr. 3 ist vorliegendes Edelweissmuster zur Decke eines Taschenbuchs verwandt. Sämtliche Linien werden je nach Erfordernis breiter oder schmaler auf gewissen, einzelnen Stellen der Blumen modelliert und die Lichter mit Silber aufgesetzt.



3.

Die Firma Burda-Berlin, Bendorferstraße 25/26, liefert sämtliche Werkzeuge und Leder; ebenso übernimmt dieselbe auch das Montieren der Lederarbeiten.

U. Brockmann.



### Feine Küche.

**Sachis-Croquetten.** Uebrig gebliebener Braten (von Hammel, Kalb oder Geflügel) wird sehr fein gehackt, dann mit Salz, 1 Prise weissem Pfeffer, etwas Muskatnuss und Citronenschale vermischt. In etwas Weisswein löst man einige Blätter Gelatine auf, schneidet in Butter Mehl hellgelb, fügt kräftige Fleischbrühe und die aufgelöste Gelatine hinzu und lässt dies gut eintochen, giebt dann noch etwas Madeira und Scharbellenbutter hinzu, zieht die Sauce mit einigen Eigelben ab, verrührt sie mit dem Fleische und schmeckt nach dem Salze. Ein Fleischbrett bestreut man mit Semmelkrumen, streicht die Masse darauf auseinander, lässt sie erkalten, formt dann längliche Würstchen daraus, wendet diese in Paniermehl, dann in geschlagenem Ei, nochmals in Paniermehl um und bädt die Croquette in Ausbackfett (halb feines Del und Schweinefett) oder Kokosnussbutter goldbraun, richtet sie hügelartig mit Petersilie und Citronenspalthen verzieren an und giebt eine Sauce Tartare dazu.

**Holsteiner Braunkohl.** (Grün-Winterkohl). Der Kohl wird gut verlesen, sorgfältig gewaschen, in kochendes Wasser, dem man etwas Kohlen-saures Natron zusetzt, gekocht und einmal aufgekocht, dann auf einen Durchschlag gekocht und mit frischem Wasser übergossen. Nachdem er gut abtropft, wird er mit 1-2 Stangen Rauch (Borree) recht fein gehackt. Reichlich Schweinefett oder Kokosnussbutter lässt man zergehen, schneidet hiermit eine feingehackte Schalotte, giebt nun den gehackten Kohl hinein, gießt reichlich kochendes Wasser, besser noch Brühe von Rauchfleisch oder Speck dazu und lässt den Kohl unter häufigem Schütteln 1 Stunde kochen. Dann giebt man 2-3 Eßlöffel voll Hafergrütze und 2-3 Gewürznelken dazu und lässt den Kohl noch 1 Stunde kochen, doch muß man sorgfältig rühren, daß er nicht anbrennt. Einfacher ist es, wenn man Hafermehl benutzt, man rührt es mit etwas kalter Brühe glatt, läßt den Kohl 1 1/2 Stunden kochen, giebt das Hafermehl dazu und kocht unter Rühren noch 10-15 Minuten, schmeckt nach dem Salze und richtet den Kohl mit Gänsebraten, Rauchfleisch, Wurst u. s. w. an. Der Kohl darf keine Sauce haben.

**Ragout von Flech** (französisch). 2 Hühnerhälften oder 1 Kente übergiebt man mit kochendem Wasser, trocknet sie rasch ab, bestreicht sie nun mit kochender Butter, legt sie in eine Kasserolle, übergiebt sie mit kochendem Wasser — besser noch mit Fleischbrühe — bringt das Fleisch unter sorgfältigem Abschäumen zum Kochen, frägt Salz, eine mit einigen Nelken bestickte Zwiebel, ein Lorbeerblatt, etwas Sellerie, Möhren, ein Kräuterbündelchen, 2-3 Wacholderbeeren und etwas Citronenschale hinzu und dünst das Fleisch langsam weich. Aus der Brühe genommen, läßt man das Fleisch etwas abkühlen, schneidet es in 1 1/2 Cent. dicke gleich große Scheiben und brät diese in Butter auf beiden Seiten braun. Unterdessen läßt man die Sauce eintochen, seigt etwas davon durch, giebt etwas in Butter braun geschwitztes Mehl, 2 Gläser Bordeauxwein oder 1 Glas Sherry hinzu. Gleichzeitig dünst man in Butter 18-24 kleine Zwiebeln oder Schalotten — sie müssen weiß bleiben — giebt diese in die Sauce und läßt alles ziehen (5 Minuten), ohne zu kochen, worauf man das Ragout mit Semmel-Croquetten umgeben anrichtet und Macaroni nebenher giebt.

**Gebatener Wels.** Man wähle einen mittelgroßen oder kleineren Wels, da ein großer Fisch nicht so wohlgeschmeckt, auch schwer verdaulich ist. Der Fisch wird ausgenommen, gut gewaschen und auf beiden Seiten je nach der Größe 4-5 mal leicht eingeterbt, dann wird er mit etwas feinem Del beträufelt, mit Salz, etwas Pfeffer und feingehackten Zwiebeln bestreut, einige Stunden an einen kühlen Ort gestellt. Während dieser Zeit schneidet man in reichlich Butter Sellerie, Möhren, Petersilienwurzeln, Schalotten — dies alles in Scheiben geschnitten — mit 2-3 Eßlöffel voll Mehl hellgelb, giebt 3 Teile Fleischbrühe, 1 Teil Essig, 2 Teile Weisswein, einige Lorbeerblätter, etwas Macisblüte, 6 Pfefferkörner, ebenso viel Nelken und etwas Citronenschale hinzu, kocht dies 30 Minuten und giebt dann noch 1/4 Liter Weisswein hinein. Den abgetrockneten Fisch wendet man in Mehl um, läßt in einer Bratpfanne Butter aufkochen, legt den Fisch hinein, streut noch etwas Salz darauf, giebt die gedochte Marinade hinzu und brät den Fisch im mäßig heißen Ofen, unter fleißigem Begießen, erst mit dem Fond, zuletzt mit saurem Rahm langsam gar. Der Fisch wird auf einer passenden Schüssel angerichtet, kleine geröstete Kartoffeln werden um denselben gelegt und der Fisch hübsch verzieren. Die durchgeseichte Sauce wird mit etwas Citronensaft gesüßigt, wenn nötig mit etwas Reismehl sämig gemacht und, nachdem man nach dem Salze schmeckt, zu dem Fisch gerichtet. Nach Belieben kann man der Sauce noch etwas Scharbellen- oder Kräuterbutter hinzufügen.

**Tapioka-Pudding.** 100 Gr. Tapioka (Sago) werden 2-3mal gewaschen, worauf man sie in 1 Liter Milch auf schwachem Feuer 1/4 Stunde quellen läßt, und rührt, damit es nicht anbrenne, vorsichtig öfters darin. In eine Schale geschüttelt, läßt man den Sago etwas abkühlen, giebt dann 75 Gr. Butter, 125 Gr. Zucker, die an dem Zucker abgeriebene Schale, einer halben Citrone, 4 gut gequirte Eier, 1 Paket Vanillin und 1 Prise Salz dazu. Die Masse füllt man in eine gut gebutterte Pastetenform, legt dünn ausgerollten Blätterteig (Rezept vom 3. April 1879) darüber, stellt die Speise sogleich in den mäßig heißen Ofen und läßt sie 1 Stunde baden. Will man den Pudding im Wasserbade kochen, so verwendet man 150 Gr. Tapioka und 6 Eier, läßt ihn 1 1/2 Stunde kochen und giebt eine Fruchtauce dazu. Das Quantum reicht für 6-8 Personen.

**Wiener Crème.** Den Boden von feinen Schüsseln legt man mit Sandtonsett und Biscuit aus, giebt auf jedes Stück einen Theelöffel voll feine Marmelade (Apfelsinen, Aprikosen, Quitten u. s. w.), träufelt 1 Gläschen Weisswein, zu dem man etwas Bischofsessenz zusetzt, darüber und streut etwas feingehackten Orangat oder Citronat, sowie zerbröckelte Matronen darauf. Hainenblase oder beste weiße Gelatine löst man in etwas Wasser auf, verquirlt dies gut mit süßem Rahm und Zucker, an dem man die Schale der Apfelsine abrieb, einigen Eidottern und 1 Prise Salz, gießt es über den Kuchen und läßt das Ganze auf Eis erstarren. Für 6-8 Personen rechnet man 1/2 Liter Rahm, 4 Eidotter, die Schale einer halben Apfelsine, 70-75 Gr. Zucker und 15 Gr. Hainenblase oder 5 Blätter Gelatine.

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Februar“.

Fig. 1. Ballkleid für junge Damen. Den unteren, 220 Cent. weiten Rock aus rosa Atlas hat man bis zur halben Höhe mit Gaze-futter, sowie hinten mit Bändern zum Zurückbinden versehen und am unteren Rande mit einer 5 Cent. breiten Plisséfrisur von Atlas begrenzt. Der obere, 300 Cent. weite Rock aus rosa Seibengaze ist pleinartig mit Applikationsfiguren von schwarzem Sammet ausgestattet, unten mit einer, wie ersichtlich, in Falten gereihten, 27 Cent. breiten schwarzen Spitze garniert und wird der obere Rand desselben durch einen gerundeten, mit schwarzem Zett bestetzten Gürtel aus Gaze und Atlas bedeckt. Die ausgechnittene Taille, deren kurzer Schoß unter dem Rock zu tragen ist, hat man aus Atlas gefertigt, vorn lazarartig mit faltigen, im übrigen mit glatter, mit Applikationsfiguren von Sammet verzierter Gaze bekleidet, die vorn reversartig umgelegt, den Ansatz des Laksteils deckt, und mit kurzen Puffärmeln aus Gaze verbunden. Die übrige Garnitur der Taille bildet 17 Cent. breite schwarze Spitze, die hinten den Ausschnitt derselben begrenzt und sich vorn zugespitzt auf den Revers fortsetzt.

Fig. 2. Gesellschaftskleid aus brochiertem satin duchesse und Sammet. Weißer, mit farbigen Blumenzweigen durchwebter satin duchesse, sowie dunkelblaue Sammet bilden das Material für diese elegante Toilette; für dieselbe fertigt man den Rock aus Tasset, begrenzt ihn am unteren Rande mit einer schmalen Plisséfrisur, verzieht denselben hinten mit Bändern zum Zurückbinden und überdeckt ihn auf den Vorder- und Seitenbahnen mit Sammet. Das Ueberkleid mit kurzer Schleppe aus brochiertem satin duchesse ist vorn übereinandertretend schräg geschlossen und dabelst mit einer 4 Cent. breiten Bordüre aus Sammet, sowie mit kleinen Sammetknöpfen ausgestattet, die sich auf den Seiten fortsetzen, wo das Ueberkleid auseinandertritt und den Sammet sichtbar werden läßt. Der vordere, oben an den Seiten leicht geraffte Teil des Ueberkleides ist 60, der Schleppteil 226 Cent. weit; letzteren hat man den Seiten- und Rückenteilen angehängt und in der hinteren Mitte in zwei Vollfalten geordnet. Ein mit Bordüre verzierter Stehragen, sowie oben bauförmig, unten enge Nermel aus Sammet vervollständigen die Toilette.

Bezugsquelle der Modelle: Berlin, Mode-Bazar Gerson u. Comp.

### Allerlei fürs Haus.

**Vorgen und Gutmachen.** Vorgen — welsch ein fatales Wort! Unbezahlte Rechnungen, nicht beglichene Forderungen steigen mit dem Worte vor unserer Seele auf! Oft genug ist vor dem Vorgen und Ansprechenlassen in Geschäften gewarnt und dem Warbezahlen das Wort geredet worden. Ich habe aber ein anderes Vorgen im Sinne, das Vorgen der Hausfrauen untereinander. Selbst im besagten Hausstande kann es vorkommen, daß die umsichtige Hausfrau im Drange ihrer Geschäfte vergißt, dies oder jenes Notwendige einzukaufen, und liebenswürdige Hausgenossen oder nahe wohnende Freunde helfen da gerne aus. Nur hüte man sich, dies Vorgen als stehenden Zustand einzuweisen zu lassen, mit der Liebeshüchlichkeit der Nachbarn als einer selbstverständlichen Sache zu rechnen, statt sie nur in dringenden Ausnahmefällen in Anspruch zu nehmen. Niemand wird über solche Entleistungen buchführen, aber das beste Gedächtnis wird einen im Stiche lassen, wenn es heute an diesem mangelt und morgen jenes fehlt. Da muß der freundliche Ausseher die Milch, die Eier, die Butter, die er doch auch nicht geschenkt bekommen hat, wie man sagt, in den Schornstein schreiben und das weitere Entleihen als eine drückende Steuer ansehen; denn wer möchte wohl solcher Kleinigkeiten wegen die Freundin erinnern und das freundliche Verhältnis dadurch trüben? Könnte es einem doch sogar passieren, daß man zu hören bekommt: „Das habe ich Ihnen doch selbstverständlich sogleich wiedergeschickt.“

Bei Eßwaren bleibt es auch oft nicht. Da bittet Fr. R. bei heftigem Schnupfen ihre gesamten Hausgenossinnen um einige Taschentücher, die dann später nur mit Mühe auseinander zu finden sind. Ein häufig vorkommendes Aushelfen mit häuslichen Geräten — und bei Leuten, die nicht auf großem Fuße leben, in der That nicht ganz zu umgehen — findet bei Gelegenheit der häuslichen Feste statt. Da reicht bald der Teller, bald der Tassen- oder Gläservorrat nicht aus, und von allen Seiten wird das Fehlende zusammengeborgt. Aber zu bedenken bleibt, ob man nicht lieber die Gesellschaft kleiner nehmen soll, wenn die Lücken sich als so groß erweisen, oder sich an Geschäfte wenden, die dergleichen ausleihen. Es giebt aber Leute, welche sich an die Benutzung der Sachen anderer so gewöhnt haben, daß sie sorgloser mit denselben umgehen, als mit ihren eigenen, und gar nicht daran denken, schadhast geordnete Gegenstände sofort durch neue zu ersetzen, aus bloßer Gedankenlosigkeit, oder im Vertrauen darauf, daß es dem Ausleiher peinlich sein wird, eine solche Beschädigung zu erwähnen, geschweige denn um Ersatz zu bitten.

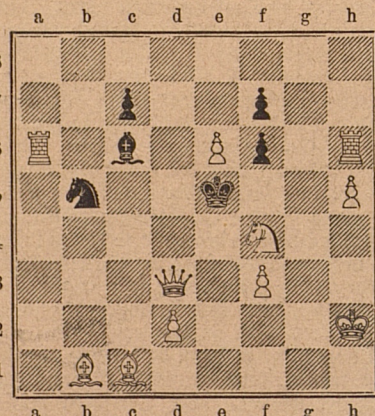
Ein beliebtes Wort der gewohnheitsmäßigen Vorgerinnen ist das „Gutmachen“ oder, wie gute Deutsche sagen, Revanchieren, ein Wort, welches von den mit solchen Entleihenungen oder noch weitergehenden Gefälligkeiten in Anspruch genommenen Hausfrauen mit Recht sehr mißtrauisch aufgenommen wird. Denn wenn das Gutmachen wirklich nicht vergessen wird, so bringt es oft nur weitere Unannehmlichkeiten mit sich. Viele glauben, mit einem kleinen Geschenk oder mit der bloßen Erstattung von Auslagen noch gar ein Unrecht auf Dankbarkeit und mindestens auf unbefristete weitere Inanspruchnahme erworben zu haben. Das einzig mögliche Gutmachen besteht in prompter Rückerstattung geliehener Sachen und thätigster Bereitschaft zu Gegendiensten. Wer aber durch unliebsame Erfahrungen das Bewußtsein der Taktlosigkeit einer übermäßigen Inanspruchnahme der Dienste anderer erlangt hat, wird sich hüten, selber so zu handeln, und wozu möglich die Worte Vorgen und Gutmachen ganz aus seinem Haus-haltslexikon streichen.

**Selbstanfertigung eines Hygrometers (Feuchtigkeitsmessers).** Jedermann kennt die sogenannten „Wetterhäuschen“, früher allgemein verbreitet, bei denen das Herausstreiten eines weißlichen oder mähnlichen Fingerringens, je nachdem, schönes oder schlechtes Wetter anzeigt. Demselben Zweck dienen auch andere Vorrichtungen, die alle auf demselben Prinzip beruhen, nämlich durch Luftfeuchtigkeit anziehende, beziehungsweise ebenso leicht die Feuchtigkeit in trockener Luft abgebende Körper (Haare oder Pflanzenfasern) trockene oder feuchte Luft anzuzeigen. Mit dem Wetter selbst, das ja auch bei feuchter Luft „schön“ sein kann, haben diese „Hygrometer“ freilich nur mittelbar zu thun. Für die Gesundheitspflege wird aber gegenwärtig die Kenntnis des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft außerordentlich betont. Da nun ein gutes Hygrometer nicht unter fünf Mark zu haben ist, schlägt Professor Weiler zu Eßlingen für den Hausgebrauch vor, sich ein solches selbst herzustellen. Es bedarf dazu nur zweier Stecknadeln, eines Gelatinestreifens und eines Strohhalmes oder Drahtes. Der etwa zwei Finger lange und 3 bis 4 Millimeter breite Gelatinestreifen wird oben mit einer Stecknadel an der Wand befestigt, sodas er diese nicht berührt, unten wird ein Seidenfaden angeleimt (der Streifen wird mit dem Finger etwas angefeuchtet und um den Faden gelegt) und der Faden um den Strohalm geschlungen; nahe an der Knüpfung wird der Halm mit einer glühenden Nadel durchstochen und durch das Loch die andere Stecknadel in der Wand befestigt. Der längere Arm des Strohhalmes oder Drahtes (etwa 5 Cent. lang) beschneidet nun mit der Aenderung der Länge des Gelatinestreifens einen Bogen; macht man dann mit dem Bleistift bei sehr feuchter und sehr trockener Zimmerluft Zeichen an die Wand, so giebt die Mitte zwischen den beiden Zeichen etwa den mittleren Feuchtigkeitsgehalt der Luft an.

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 283.

Von B. Jonsson.  
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

### Logograph-Aufgabe.

1. Kleid, 2. Poja, 3. Wesse, 4. Wandel, 5. Babel, 6. Siegel, 7. Schiefer, 8. Main, 9. Kubel, 10. Spreu, 11. Nacht, 12. Gold, 13. Leier, 14. Hans, 15. Grab, 16. Neiter, 17. Gras, 18. Bart, 19. Zimmer, 20. Maie, 21. Land, 22. Eier.  
Bei jedem dieser Wörter soll an irgend einer Stelle ein Buchstabe (als solcher gilt auch ich) gestrichen und durch einen anderen ersetzt werden, sodas daraus ein neues Wort entsteht. Wird die Aenderung richtig vorgenommen, so ergeben die gestrichenen Buchstaben nebst den dafür eingesezten (die letzteren in umgekehrter Reihenfolge) ein Rätsel, dessen Lösung zu suchen ist. Dr. — e.

### Arithmogriph.

Die Zahlen in den Feldern des Quadrats sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die neun wagerechten Reihen bezeichnen:

1. Eine europäische Residenz, 2. einen Namen in dem Titel einer Oper von Mozart, 3. einen anderen Namen für England, 4. einen Namen, welchen mehrere Könige des Altertums geführt haben, 5. einen hervorragenden preussischen General, 6. eine Stadt in Braunschweig, 7. einen bekannten französischen Vornamen, 8. eine Stadt in Preußen, 9. eine Göttin der Griechen.

|    |    |    |    |    |    |    |    |    |
|----|----|----|----|----|----|----|----|----|
| 15 | 16 | 17 | 16 | 16 | 3  | 8  | 14 | 16 |
| 6  | 12 | 11 | 15 | 16 | 8  | 11 | 19 | 4  |
| 7  | 14 | 1  | 16 | 8  | 11 | 11 | 1  | 8  |
| 8  | 14 | 6  | 2  | 4  | 9  | 8  | 17 | 13 |
| 16 | 8  | 17 | 4  | 11 | 19 | 1  | 4  | 11 |
| 2  | 4  | 9  | 10 | 15 | 16 | 4  | 5  | 16 |
| 10 | 8  | 5  | 4  | 9  | 8  | 1  | 11 | 4  |
| 15 | 6  | 2  | 9  | 4  | 15 | 18 | 1  | 3  |
| 8  | 13 | 2  | 14 | 12 | 5  | 1  | 16 | 4  |

Sind die richtigen neun Wörter gefunden, so ergeben die Buchstaben an den durch stärkeren Druck hervorgehobenen Stellen, welche ein auf der Spitze stehendes Quadrat bilden, den Titel einer Oper von Richard Wagner. R. L.

### Viersilbige Charade.

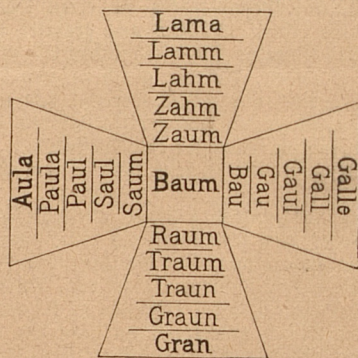
Zum Himmelsdom erhebt sich mächtig  
Das erste Paar;  
Um seine Häupter, kühn und prächtig,  
Kreist stolz der Nar.

Das letzte liebt bescheidner Weise  
Verborgenheit;  
Ein Schmetterling umgaukel's leise  
Zur Lenzeszeit.

Zu dem entzückend schönen Kranze,  
Den Flora nicht,  
Erfreut des Menschen Herz das Ganze  
Wie ein Gedicht.

Dr. — e.

### Auflösung der Verwandlungs-Aufgabe Seite 20.



### Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 125 Seite 20.

|    |    |    |    |    |
|----|----|----|----|----|
| 63 | 33 | 5  | 25 | 63 |
| 13 | 21 | 29 |    |    |
| 17 | 37 | 9  |    |    |
| 63 |    |    |    | 63 |

|    |    |    |    |    |
|----|----|----|----|----|
| 63 | 36 | 1  | 26 | 63 |
| 11 | 21 | 31 |    |    |
| 16 | 41 | 6  |    |    |
| 63 |    |    |    | 63 |

|    |    |    |    |    |
|----|----|----|----|----|
| 63 | 27 | 13 | 23 | 63 |
| 17 | 21 | 25 |    |    |
| 19 | 29 | 15 |    |    |
| 63 |    |    |    | 63 |

### Korrespondenz.

**Litteratur und Kunst.** Von der neuen Auflage des naturwissenschaftlichen Werkes „Brehms Tierleben“ ist der 2. Band erschienen. Derselbe behandelt ebenfalls die Säugetiere und zeichnet sich wie der 1. Band durch gezielte, dem inneren Werte des Werkes entsprechende Ausstattung aus. Zahlreiche lebenswahre Abbildungen und gelungene Tierbilder in Farbendruck schmücken das herrliche Werk, und Hand in Hand mit den prächtigen Bildern gehen fesselnde Schilderungen des Lebens und Wesens der Tiere; diese meisterhaften Darstellungen des verstorbenen Schöpfers des Werkes sind auch dem berühmten Forscher und Herausgeber der neuen Auflage, Herrn Professor Reuchel-Loeche, eigen. Wir empfehlen unseren Abonnenten dieses Prachtwerk ersten Ranges aufs neue als eine Fundgrube der Unterhaltung und Belehrung, als ein populär-wissenschaftliches Hausbuch und als eine Zierde für jede Bibliothek.

**Haushalt und Küche.** O. F. in G. Die neuerdings in den Handel gebrachte kondensierte „Silbertrugmilch“ empfiehlt sich ihres Rahmreichtums und ihrer zweckmäßigen Herstellung wegen für Kinder und Kranke, der Bequemlichkeit wegen auch recht wohl für Küchszwecke.

**Kosmetik und Gesundheitspflege.** A. v. D. in M. Das Lanolin ist wohl das beste Mittel, die Haut weich und geschmeidig zu machen und alle Unreinheiten, Ausschläge und Entzündungen zu beseitigen. Es ist nach den eingehenden wissenschaftlichen Forschungen der Herren Verno Jaffe und Darmstätter jenes Fett, das in der menschlichen Haut als Hornsubstanz enthalten ist und zu deren Ernährung und Erzeugung fortwährend gebraucht wird. Lanolin stellt für die menschliche Haut dasselbe den ganzen Organismus einschließende Schutz dar, wie für die Pflanzen die in ihrer Epidermis abgelagerte fettige Materie, das sogenannte Pflanzenwachs.

**Verstchiedenes.** A. L. in Niga. Ein selbständiger Name ist „Rita“ nicht, es ist die Abkürzung des Wortes Margarita.  
Erna R. in P. (Ungarn). Nicht übel, Talent ist unleugbar vorhanden.  
Gräfin v. C. in K. „Jar“ ist wahrcheinlich wie „Kaiser“ aus dem Worte Caesar hervorgegangen. Ivan IV. ließ sich im Jahre 1547 zum Zaren krönen. Die Gemahlin des Zaren heißt Zariza, während Zarowia die Tochter des Zaren bedeutet.  
Frau Dr. W. in L. Ganz recht. Die Italiener sagen: „In einen geschlossenen Mund kommt keine Fliege hinein.“  
Abnontin in B. (Schottland). Karneval (in Oesterreich und Bayern auch Fasching genannt) heißt ursprünglich in Italien mit Luftballonen ausgefüllte Zeit von den heiligen drei Königen (6. Januar) bis zum Michertittwoch, dem Beginn der vierzigstägigen Fasten; erst später wurde die Dauer des Karnevals auf eine Reihe von 3 bis 8 Tagen vor Michertittwoch beschränkt.